Familien = Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie

in 100 Bänden

und

20 Supplementbänden.

Hundertster Band.

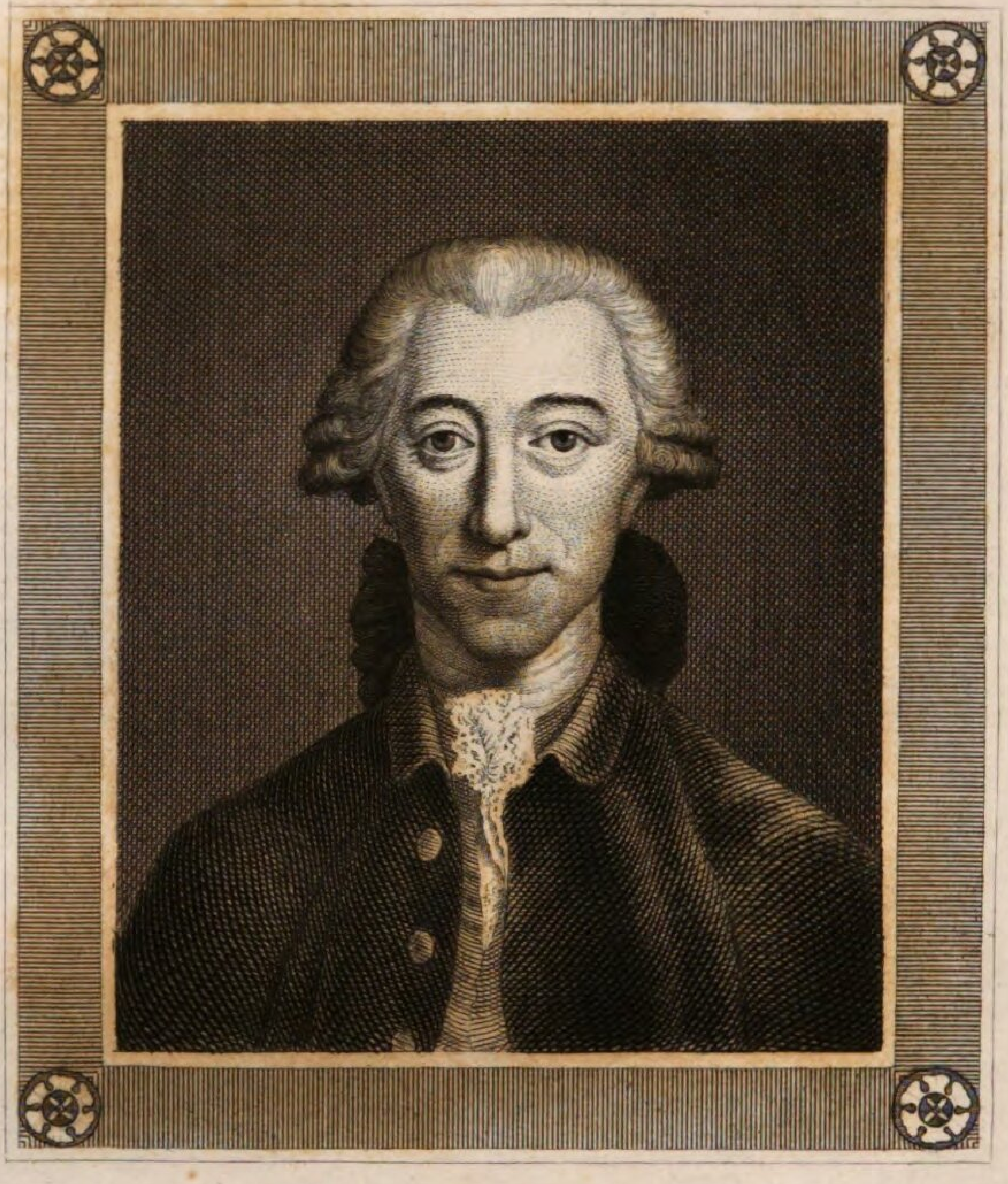
Anthologie aus den Werken

von

J. G. Jacobi und F. H. Jacobi.

Anhang:

Parabeln von Krummacher.



JACOBI

Familien-Bibliothek der Deutschen Classiker.

Eine Anthologie
in 100 Bänden
und
20 Supplementbänden.

Hundertster Band.

J. G. Jacobi und F. H. Jacobi.

Anhang: Parabeln von Krummacher.

Mit Biographien und Portrait.

Hildburghausen und Amsterdam.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1844.

Staatl. Bibliothek Passau
075713675

Ausgewählte Gedichte

von

Johann Georg Jacobi.

Biographie des Dichters.

Johann Georg Jacobi.

Geb. 1740. Gest. 1814.

Johann Georg Jacobi, dieser liebliche, anmuthsvolle Dichter Deutschlands, wurde den 2. September 1740 zu Düsseldorf geboren. Um Theologie zu studiren, begab er sich 1758 nach Göttingen, von da aber, durch die Kriegsunruhen vertrieben, nach Helmstädt. Schon ein Jahr später jedoch ging er nach Göttingen zurück, um seine akademischen Studien zu beendigen. Klotz, mit dem er hier in freundschaftliche Verhältnisse gekommen, war nach Halle berufen worden und verschaffte Jacobi den Ruf dahin als Professor der Philosophie und Beredtsamkeit. In Halle wurde Jacobi mit Gleim bekannt, und diese Bekanntschaft war entscheidend

für sein ganzes Leben; denn Gleim war es, der das Dichtergefühl vorzüglich in ihm hervorrief und nährte, da der Umgang mit Klotz ihn beinahe zum bloßen Philologen und Kritiker gemacht hätte. Ob Jacobi's Leben dann so glücklich und harmonisch geworden wäre, als es geworden ist, mag uns sein eigenes Geständniß sagen. — „Mit Hülfe der Musen," sagt er, „schuf ich mir eine Welt, so reich an Genuß, daß ich dasjenige, was sonst am ängstlichsten gesucht, am schwersten gefunden ward, nicht bedarf, es nicht einmal zu gebrauchen weiß. In dieser meiner Welt kann es mir nicht einfallen, nach sogenannten großen Dingen zu streben, weil sie mir klein erscheinen, da hingegen mancher kleine Gegenstand, den die Mehrsten kaum eines flüchtigen Blickes würdigen, sich in meinen Augen veredelt und mich festhält. Und wie oft haben Dichterphantasien und die zu ihnen sich gesellende sorgenfreie Laune mir die rauhesten Wege geebnet!" — Man sieht aus diesem Selbstgeständniß zugleich, daß, wenn irgend einer, Jacobi für Gleim geschaffen war — und in der That, Jacobi und Gleim waren Freunde wie Damon und Pythias.

Gleim unterließ nichts, seinem jüngern Freunde jene sorgenlose Muße zu verschaffen, ohne welche die Bildung des Schönen nicht gedeihen kann, und es gelang ihm, demselben 1769 eine Präbende am St. Bonifaciusstifte zu Halberstadt zu verschaffen. Von hier aus wirkten Beide ferner vereint zur Ehre unserer poetischen Literatur. Hier gab Jacobi seine Iris heraus, eine Zeitschrift, hauptsächlich auf die Bildung des zarten Geschlechts berechnet, welche einen weiten Einfluß übte. Süßlichkeit und Empfindelei waren zwar seinen damaligen Erzeugnissen noch nicht fremd gewor-

den; aber rein von diesen Schlacken erklangen seine spätern Lieder — und schon in der 1784 zu Basel von Schlosser herausgegebenen Sammlung begegnen wir einer Menge der lieblichsten Dichtungen, die unsere Literatur besitzt, und deren Werth unsere Sprache ausdauern wird. Doch seine vollendetsten Geisteskinder schenkte er uns in der Reife des Mannesalters, und als silbergelockter Greis. Nahe am Ziele des Lebens beschenkte er sein Volk noch mit einer Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (Zürich, 7 Bände), und die neue Auflage, die bald davon nöthig wurde, war ein Beweis, daß auch das Publikum in seiner Theilnahme für seinen lieblichen Sänger nicht lau geworden war. Völlig unterschreibe ich das Urtheil eines Unbekannten über diese Sammlung, wenn er sagt: „Wer edle, sanfte Gesinnungen, wer die Stimme eines reinen und religiösen Herzens in einer gleichmäßig reinen, leichten und melodischen dichterischen Sprache gern vernimmt; wer sich oder einen gewählteren Zirkel auf eine eben so unterhaltende als belehrende Art durch abwechselnde literärische Aufsätze und Poesien ergötzen will, der wird die Schriften unsers Jacobi gewiß dazu am angemessensten finden, weil sie auch im Durchschnitt auf ein größeres gebildetes Publikum berechnet sind. Nur etwa in einem Zeitalter, wo die größere Menge eben so roh als verbildet wäre, wo nur das Hochtrabende, Groteske, Karikaturmäßige, Uebertragische, Ueppige vom Volke gesucht würde, (und dieser Zeitpunkt wird nun ja, wir hoffen es, für immer fern bleiben!) könnte der herrliche Jacobi undankbar vergessen werden. Er sucht nicht die großen Gegenstände des Lebens auf, sondern weiß die kleinen, indem er sie unmerklich mit großen oder edleren Ideen verbindet, indem er sie dem Herzen näher bringt, achtungswerth zu machen. Seine Gedichte

sind alle mit seiner Individualität enge verwandt, sie kommen vom und gehen zum Herzen. Darum gelang ihm das Epigramm nicht, weniger noch die Satyre. Unübertrefflich aber — ja oft unerreicht, ist er im Liede."

Jacobi endete sein musterhaftes Leben am 4. Januar 1814.

M.

Litanei auf das Fest aller Seelen *).

Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum,
Lebenssatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüber schieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Die sich hier Gespielen suchten,
Oefter weinten, nimmer fluchten,
Wenn von ihrer treuen Hand
Keiner je den Druck verstand:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

---

*) An diesem Feste besuchen die Römisch-Katholischen die Gräber der Ihrigen, setzen Lichter darauf und beten für die Verstorbenen.

Liebevoller Mädchen Seelen,
Deren Thränen nicht zu zählen,
Die ein falscher Freund verließ,
Und die blinde Welt verstieß:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und der Jüngling, dem, verborgen,
Seine Braut am frühen Morgen,
Weil ihn Lieb' in's Grab gelegt,
Auf sein Grab die Kerze trägt:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Alle Geister, die, voll Klarheit,
Wurden Märtyrer der Wahrheit,
Kämpften für das Heiligthum,
Suchten nicht der Marter Ruhm:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und die nie der Sonne lachten,
Unter'm Mond auf Dornen wachten,
Gott, im reinen Himmelslicht,
Einst zu sehn von Angesicht:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Und die gern im Rosengarten
Bei dem Freudenbecher harrten,

Aber dann, zur bösen Zeit,
Schmeckten seine Bitterkeit:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Auch, die keinen Frieden kannten,
Aber Muth und Stärke sandten
Ueber leichenvolles Feld
In die halb entschlafne Welt:
Alle, die von hinnen schieden,
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Ruhn in Frieden alle Seelen,
Die vollbracht ein banges Quälen,
Die vollendet süßen Traum,
Lebenssatt, geboren kaum,
Aus der Welt hinüber schieden:
Alle Seelen ruhn in Frieden!

Hochzeit-Lied.

Will singen euch im alten Ton
Ein Lied von alter Treu';
Es sangen's uns're Väter schon;
Doch bleibt's der Liebe neu.

Im Glücke macht es freudenvoll,
Kann trösten in der Noth:
Daß nichts die Herzen scheiden soll,
Nichts scheiden, als der Tod;

Daß immerdar mit frischem Muth
Der Mann die Traute schützt,
Und Alles opfert, Gut und Blut,
Wenn's seinem Weibchen nützt;

Daß er auf weiter Erde nichts,
Als sie allein begehrt,
Sie gern im Schweiß des Angesichts
Für ihren Kuß ernährt;

Daß, wenn die Lerch' im Felde schlägt,
Sein Weib ihm Wonne lacht,
Ihm, wenn der Acker Dornen trägt,
Zum Spiel die Arbeit macht,

Und doppelt süß der Ruhe Lust,
Erquickend jedes Brod,
Den Kummer leicht an ihrer Brust,
Gelinder seinen Tod.

Dann fühlt er noch die kalte Hand
Von ihrer Hand gedrückt,
Und sich in's neue Vaterland
Aus ihrem Arm entrückt.

An Chloen.

Bei der Liebe reinsten Flammen,
Glänzt das arme Hüttendach:
Liebchen! ewig nun beisammen!
Liebchen! schlafend oder wach!

Süßes, zärtliches Umfangen,
Wenn der Tag am Himmel graut,
Heimlich klopfendes Verlangen,
Wenn der Abend niederthaut!

Wonne dort auf allen Hügeln,
Wonn' im Thal, und Jubel hier!
Volle Freiheit, zu verriegeln
Unsre kleine Hüttenthür!

Lobgesang in Finsternissen,
Wo kein Neider sich versteckt;
Wo nicht mehr, indem wir küssen,
Jedes Lüftchen uns erschreckt!

Und wir theilen alle Freuden,
Sonn' und Mond und Sternenglanz;
Allen Segen, alles Leiden,
Arbeit und Gebet und Tanz.

So, bei reiner Liebe Flammen,
Endet sich der schöne Lauf;
Ruhig schweben wir zusammen,
Liebchen! Liebchen! Himmel auf.

Die Spinne und der Hänfling.

In einer durch die Kunst gemachten Wüstenei,
An einer Gartenklaus', erbaut für junge Damen
Und Ritter, die nicht oft hineinzuschauen kamen,
Hing eine Spinne, froh und frei,
Als Eremit im engen Fensterrahmen,
Begann ihr Werk, und sah dabei
Im wilden Lustgehölz von Birken, Ulmen, Buchen,
Verschiedne Vögel mancherlei
Zu Nestern sich zusammensuchen.
Ein wohlerfahrner Hänfling zog
Auf einen Ast, der seine Zweige bog,
Der Spinne Fenster zu beschatten.
In voller Arbeit hüpft' und flog
Das Hänflingsweibchen hin und wieder mit dem Gatten;
Indessen jene bloß auf ihre Fäden sann,
Und aus sich selbst den Zeug der Hütte spann.

Die armen Vöglein! hob sie an:
Wie Mann und Weibchen sich um ihren Bau ermatten!
Was holen sie von Ost und West
Nicht alles her! Und steht das Nest —
Dann neue Sorge, stetes Reisen
Durch Garten, Hof und Feld, die junge Brut zu speisen!
Dann fürchten sie des Hauses jähen Sturz,
Wenn Knaben durch die Hecke rauschen,
Und flattern auf und jammern! Kurz,
Ich möchte nicht mit ihnen tauschen.

Der Hänfling war so eben recht
Zum Horchen auf den Ast gekommen,
Hatt' über sich und sein Geschlecht
Die weise Rede wohl vernommen,
Und flog zum Fensterrahmen hin,
Und sagte: „Liebe Nachbarin!
Ich lobe deinen klugen Sinn,
Der zwischen kahlen, finstern Mauern
Dich hier so glücklich macht in deinem Selbstgespinn,
Als ich im grünen Walde bin;
Uns aber mußt du nicht bedauern.
Im grünen Walde gibt es zwar
Nicht wenig Arbeit und Gefahr;
Jedoch auf Freude hofft umsonst, wer nie will trauern.
Schon öfter wurde mir um Nest und Futter bang;
Dann regt' ich mich, entfloh dem Untergang,
Und heller durch den Busch ertönte mein Gesang.
Ich dächte, liebe Nachbarin!
Es wäre wohl in diesem Leben

Verlust bei jeglichem Gewinn;
Ich dächte, liebe Nachbarin!
Wir nutzten das, was uns Natur gegeben,
Zum Nisten mir, und dir zum Weben."

Trauer der Liebe.

Wo die Taub' in stillen Buchen
Ihren Tauber sich erwählt,
Wo sich Nachtigallen suchen,
Und die Rebe sich vermählt;
Wo die Bäche sich vereinen,
Ging ich oft mit leichtem Scherz,
Ging ich oft mit bangem Weinen,
Suchte mir ein liebend Herz.

O, da gab die finstre Laube
Leisen Trost im Abendschein;
O, da kam ein süßer Glaube
Mit dem Morgenglanz im Hain;
Da vernahm ich's in den Winden;
Ihr Geflüster lehrte mich:
Daß ich suchen sollt', und finden,
Finden, holde Liebe! dich.

Aber ach! wo blieb auf Erden,
Holde Liebe, deine Spur?
Lieben, um geliebt zu werden,
Ist das Loos der Engel nur.
Statt der Wonne fand ich Schmerzen,
Hing an dem, was mich verließ;
Frieden gibt den treuen Herzen
Nur ein künftig Paradies.

Die Perle.

Es ging ein Mann zur Frühlingszeit
Durch Busch und Felder weit und breit
Um Birke, Buch' und Erle;
Der Bäume Grün im Maienlicht,
Die Blumen d'runter sah er nicht;
Er suchte seine Perle.

Die Perle war sein höchstes Gut,
Er hatt' um sie des Meeres Fluth
Durchschifft, und viel gelitten;
Von ihr des Lebens Trost gehofft,
Im Busen sie bewahrt, und oft
Dem Räuber abgestritten.

Die sucht' er nun mit Weh' und Ach;
Da wies man ihm den hellen Bach,
Und drin die goldne Schmerle;
Nichts half der Bach im Sonnenglanz,
Im Bache nichts der Schmerlen Tanz;
Er suchte seine Perle.

Und suchen wird er immer so,
Wird nicht des Lebens werden froh,

Nicht mehr die Morgenstunden
Am purpurrothen Himmel sehn;
Berg auf und nieder muß er gehn,
Bis daß er sie gefunden.

Der arme Pilger! So wie er,
Geh' ich zur Frühlingszeit umher
Um Birke, Buch' und Erle;
Des Maien Wunder seh' ich nicht;
Was aber, ach! was mir gebricht,
Ist mehr als eine Perle.

Was mir gebricht, was ich verlor,
Was ich zum höchsten Gut erkor,
Ist Lieb' in treuem Herzen.
Vergebens wall' ich auf und ab;
Doch find' ich einst ein kühles Grab,
Das endet alle Schmerzen.

Hochzeit-Lied.

Willst du frei und lustig gehn
Durch dies Weltgetümmel,
Mußt du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unter'm Himmel;
Jedes hüpft und singt und heckt
Ohne Gram und Sorgen,
Schläft, vom grünen Zweig bedeckt,
Sicher bis am Morgen.

Jedes nimmt ohn' Argelist,
Was ihm Gott beschieden,
Und mit seinem Fräulein ist
Männlein wohl zufrieden;
Keines sammelt kümmerlich
Vorrath in die Scheunen;
Dennoch nährt und labt es sich
Mit den lieben Kleinen.

Keines bebt im Sonnenstrahl
Vor den fernen Stürmen;
Kommt ein Sturm, so wird's im Thal
Baum und Fels beschirmen.

Täglich bringt es seinen Dank
Gott für jede Gabe,
Flattert einstens mit Gesang
Still und leicht zum Grabe.

Willst du frei und lustig gehn
Durch dies Weltgetümmel,
Mußt du auf die Vöglein sehn,
Wohnend unter'm Himmel.
Wie die Vöglein, haben wir
Unsern Vater droben;
Laß ein treues Weib mit dir
Lieben ihn und loben!

Wiegenlied für ein Mädchen.

Schlumm're, Liebchen! bist noch klein,
Weißt vom schönen Sonnenschein,
Weißt vom Strahl des Mondenlichts,
Und von Wald und Blumen nichts;
Liebchen, schlumm're, werde groß!
Sollst es sehn auf meinem Schooß.

Sollst den Glanz des Himmels sehn,
Und aus ihm die Sonne gehn
Ueber Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühn.
Veilchen werden dann gepflückt,
Du an's Mutterherz gedrückt.

Mir am Herzen, liebes Kind,
Spielst du froh im Morgenwind.
Ueber dir ist Jubelklang,
Um dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Baum und Fluß,
Und du fühlst den Mutterkuß.

Liebchen, schlumm're; wachs' heran!
Siehst in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Gluth;

Siehst, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall,
Beim Gesang der Nachtigall.

Unter'm Nachtigallenlied
Kommt der helle Mond und sieht
Mild herab auf dich und mich;
Alle Blumen neigen sich;
Und die Händchen falt' ich dir:
Kleiner Engel, Gott ist hier!

Gott ist hoch im Sternenglanz,
Und im niedern Veilchenkranz;
Ist, wo jener Vogel schlägt,
Und wo dieser Arm dich trägt.
Sag' in jedem Winkel dir:
Liebes Mädchen, Gott ist hier!

Vertrauen.

Die Morgensterne priesen,
Im hohen Jubelton,
Den Schöpfer grüner Wiesen
Viel tausend Jahre schön;
Es glänzten Berg' und Fläche,
Die Sonne kam und wich,
Der Mond beschien die Bäche;
Noch aber nicht für mich.

Es weckte mich kein Morgen,
Es schien kein Erdentag
In's Dunkle, wo verborgen
Der Ungeborne lag;
Noch sang der Vögel keiner
Mir seinen Liebesruf —
Doch er gedachte meiner,
Der Sonn' und Mond erschuf.

Er winkte mir in's Leben,
Er weihte mich zur Lust,
Zum ersten Wonnebeben
An einer Mutter Brust;

Es war an ihrem Herzen
Mein Bettlein mir gemacht;
Sie trug mit süßen Schmerzen
Mich eine kurze Nacht.

Da grüßt' ich sie mit Weinen,
Und schwieg in ihrem Schooß,
Sah Mond und Sonne scheinen,
Und Treue zog mich groß.
Mit Gottes Segen krönte
Sich Anger, Busch und Feld;
Mein Lobgesang ertönte
Zum Vater dieser Welt.

Der Tag kann nun vergehen,
Der Morgen wieder grau'n;
Wo Gottes Lüfte wehen,
Da will ich sicher traun;
Und wenn ich schlafen werde
Die zweite kurze Nacht,
Dann wird in seiner Erde
Mein Bettlein mir gemacht.

Dann opfert manche Blüthe
Mein Grab, o Vater, dir;
Es preisen deine Güte
Die Vögel über mir.
So wie am Mutterherzen
Ein Sohn der Freude liegt,
So lieg' ich sonder Schmerzen,
Von Hoffnung eingewiegt.

Im Sterben Hoffnung geben
Mag Erdenweisheit nicht;
Jedoch bei dir ist Leben,
Ist Liebeskraft und Licht.
Du siehst der Schöpfung Enden
Und was dich Vater heißt,
Das ruht in deinen Händen:
Empfange meinen Geist!

In der Mitternacht.

Todesstille deckt das Thal
Bei des Mondes halbem Strahl;
Winde flüstern dumpf und bang
In des Wächters Nachtgesang.

Leiser, dumpfer tönt es hier
In der bangen Seele mir,
Nimmt den Strahl der Hoffnung fort,
Wie den Mond die Wolke dort.

Hüllt, ihr Wolken, hüllt den Schein
Immer tiefer, tiefer ein!
Vor ihm bergen will mein Herz
Seinen tiefen, tiefen Schmerz.

Nennen soll ihn nicht mein Mund;
Keine Thräne mach' ihn kund;
Senken soll man ihn hinab
Einst mit mir in's kühle Grab.

O der schönen, langen Nacht,
Wo nicht Erdenliebe lacht,
Wo verlass'ne Treue nicht
Ihren Kranz von Dornen flicht!

An des Todes milder Hand
Geht der Weg in's Vaterland;
Dort ist Liebe sonder Pein;
Selig, selig werd' ich seyn.

Die Linde auf dem Kirchhofe.

Die du so bang den Abendgruß
Auf mich herunter wehest,
Zur Wolke schwebst, und mit dem Fuß
Auf Todtenhügeln stehest,
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier benetzet,
Und Menschenjammer, blaß und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesetzet.

Die auf dem Einen Hügel hier
Geweint um ihre Lieben,
Die birgt ein andrer neben dir;
Und ihrer wenig blieben.
Sie schlafen. Ach! um ihr Gebein
Verhallte schon die Trauer.
Du Linde rauschest ganz allein
In athemlose Schauer.

Vergebens läßt auf kühles Grab
Dein Zweig die Blüthe fallen;
Vergebens tönt von dir herab
Das Lied der Nachtigallen;
Sie schlummern fort. Du aber schlägst
In modervolle Grüfte

Die Wurzel, schmückest dich, und trägst
Empor die Blüthendüfte.

Auf Erden sieht man immer so
Den Tod an's Leben grenzen;
Doch ewig kannst du, stolz und froh,
Die Aeste nicht bekränzen;
Es trocknet schon der Jugend Saft
In dir; Verwesung winket,
Bis endlich deine letzte Kraft
Dahin auf Gräber sinket.

Wenn aber dein Geflüster auch
Verstummt an diesen Hügeln,
So bringet neuen Frühlingshauch
Der West auf Rosenflügeln.
Damit die Felder wieder blühn,
Umwallt er Berg' und Gründe;
Will deinen Sprößling auferziehn,
Und krönt die junge Linde.

Wohl uns! Der große Lebensquell
Versiegt dem Geiste nimmer.
Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
In dieser Hoffnung Schimmer!
O Linde! gern an deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen;
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen.

Lied*).

Willkommen, Bächlein, wie so hell!
Wie rasch dein Gang in's Thal hernieder!
Wer öffnete den Felsenquell?
Es schuf dich keiner meiner Brüder.

Willkommen, Zephyr, auf der Flur!
Weß Auge noch hat dich gesehen?
Wer deine Stätte, deine Spur?
Kein Sohn der Erde hieß dich wehen.

Du selbst, o Bächlein, hörtest nie
Zum Rauschen deiner kleinen Wellen
Verjüngter Büsche Melodie
Vom grünen Ufer sich gesellen;

Und dennoch redest du mit mir
In stillen Abenddämmerungen;
Schon hat dein leises Murmeln hier
Mit süßem Schauer mich durchdrungen.

---

*) Angefangen von Jacobi und vollendet von F. L. Stolberg.

Du Zephyr weißt nicht, wie, erfreut
Von dein m Hauch, die Staude säuselt,
Das B.ümchen Wohlgerüche streut,
Die Aehre wallt, der Hain sich kräuselt;

Und dennoch, gleich dem Epheu, bebt,
Wenn du mir lispelst von den Hügeln,
Mein klopfend Herz; die Seele schwebt
Auf deinen unsichtbaren Flügeln.

Woher dies wonnige Gefühl,
Die hoch sich hebenden Gedanken?
Was rauschet mir im Wellenspiel?
Was flüstert in des Weinstocks Ranken?

Das Maienlüftchen kennt mich nicht;
Dem Bächlein sang ich jüngst die Feier
Des Blüthenmonds im Rosenlicht;
Ihm aber tönte keine Leier.

Woher denn, um der Quelle Rand,
Woher das ahnungsvolle Wehen?
Ein Geist, dem meinigen verwandt,
Muß kennen mich, und mich verstehen,

Mir nahe seyn im Wasserfall,
Im Hauch des Windes Antwort geben,
Erfüllen Alles überall
Mit Freud' und Liebe, Kraft und Leben.

Es ist der Herr, der überall
Im Wiesenduft, im Sturme schwebet,
Der Abendthau und Wasserfall,
Und Himmel, Erd' und Meer belebet;

Er, welcher auf's besonnte Land
Den kühlen Flug des Zephyrs leitet,
Er, der mit unsichtbarer Hand
Dem Wurme seinen Tisch bereitet,

Der zählet meines Pulses Schlag,
Hört meiner Wünsche leises Flehen;
Und, schmachtet meine Seel' ihm nach,
So fühl' ich seiner Flügel Wehen.

Der Tag verkündiget der Nacht,
Die Nacht dem Tage seinen Namen,
Die Himmel preisen seine Macht,
Und tief im Herzen schallt mein Amen.

Wohl mir, ich weiß, woher es schallt,
Es deutet hin in große Fernen;
Tief unter meiner Hoffnung wallt
Der Himmel hin mit seinen Sternen.

Wohl mir! ich fühle, wer ich sey;
Wie leicht verstäuben meine Sorgen!
Dies Amen tönt als Hahnenschrei
Vor meines Gottes nahem Morgen.

Spinnerlied.

Arbeit, ihr Mädchen,
Bringt süßen Gewinn:
Da schnurren am Rädchen
Lustig die neblichten Tage dahin!

Mädchen, die der Ruhe pflegen,
Die gemächlich in den Schooß
Ihre zarten Hände legen,
Werden nie der Sorge los.

Arbeit, ihr Mädchen u. s. w.

Lange Weile baut im Stillen
Ihren Herd bei'm Müssiggang;
Unterbrochen dann von Grillen
Wird der häusliche Gesang.

Arbeit, ihr Mädchen u. s. w.

Gern sein liebes Rädchen hören:
O das sichert vor Gefahr!
Und so tragt ihr einst mit Ehren
Euren Hochzeitkranz im Haar.

Arbeit, ihr Mädchen,
Bringt süßen Gewinn:
Da schnurren am Rädchen
Lustig die neblichten Tage dahin!

Lied.

Auf dem frischen Rasensitze,
Hier am kleinen Wasserfall,
Hör' ich von des Thurmes Spitze,
Frommes Glöcklein, deinen Schall.

Tönst, o Glöcklein, nennst ihn lauter,
Dem mein Herz entgegen bebt,
Ihn, der freundlicher, vertrauter
Hier im Grünen mich umschwebt.

Leise murmeln es die Bäche,
Daß er Flur und Aue liebt,
Daß die Rose, die ich breche,
Mir ein guter Vater gibt;

Daß er aus der zarten Hülle
Selbst die goldnen Früchte winkt,
Und durch ihn des Lebens Fülle
Jede neue Knospe trinkt.

Schalle, Glöcklein! ach, was bliebe
Jenem Himmel, diesem Grün?
Ach! kein Leben, keine Liebe,
Keine Freude, sonder ihn!

Morgens, wenn auf Busch und Pflanze
Kühler Thau die Perlen sä't,
Stimmen froh, im Sonnenglanze,
Vöglein mit in mein Gebet.

Und am Abend, wenn es dunkelt,
Seh' ich seinen milden Schein!
Wo das Heer der Sterne funkelt,
Wacht er über Thal und Hain;

Leuchtet mir auf meinen Wegen,
Labt die Wiese, nährt das Feld,
Spricht den väterlichen Segen
Ueber die entschlafne Welt.

Seiner freu' ich mich im Lenze,
Wenn man Veilchenkränze flicht;
Seiner, wenn die Schnittertänze
Sturm und Hagel unterbricht.

Sollt' ich seiner mich nicht freuen?
Singen nicht, daß Wolke, Wind,
Auch die Blitze, wenn sie dräuen,
In des Vaters Händen sind?

Daß an öden Felsenklüften
Liebend er vorübergeht,
Und in düstern Todtengrüften
Des Erhalters Athem weht?

Am Aschermittwoch *).

Weg von Lustgesang und Reigen!
Bei der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todtenkränze hier,
Sagt ein Kreuz von Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Vom Altar in die Paläste
Dräng' es sich zum Jubelfeste;
Mitten unter'm Göttermahl
Ruf' es in den Königssaal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

---

*) Dieses Fest der Römisch-Katholischen, an welchem sie, nach geschlossenen Fastnachtslustbarkeiten, der Priester mit geweihter Asche bestreut, um sie an ihre Sterblichkeit zu erinnern, könnte, wenn man allen Aberglauben davon absonderte und der Ceremonie die erforderliche Würde gäbe, zu einem der edelsten und erbaulichsten Feste werden.

Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben,
Tön' es aus der Ferne dumpf
In den schallenden Triumph:
Was den Lorbeer trägt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gefund'ne dann verfluchen;
Der umhergetriebne Geist
Felsen thürmt und niederreißt!
Was so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Siehe durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jüngling wallen,
Und die Mutter, die entzückt
Ihren Säugling an sich drückt.
Was da blüht und reift auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie kommen, ach! so kamen
Viele tausend: ihre Namen
Sind erloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalmter Stein.
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Aber, von der Welt geschieden,
Ohne Freud' und ohne Frieden,

Blickt die Treue starr hinab
In ein modervolles Grab.
Was so mächtig liebt auf Erden,
Soll es Erd' und Asche werden?

In den schönsten Rosentagen
Füllt die Lüfte banges Klagen;
Jammert die verwaiste Braut,
Einem Schatten angetraut.
Liebe kann nicht untergehen;
Was verwes't, muß auferstehen.

Und das brüderliche Sehnen,
Abzuwischen alle Thränen;
Was die Hand der Armuth füllt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt;
Ewig kann's nicht untergehen!
Was verwes't, muß auferstehen.

Jene, die gen Himmel schauen,
Ihrer höhern Ahnung trauen,
Diesem Schattenland entfliehn,
Vor dem Unsichtbaren knien,
O die werden auferstehen!
Glaube kann nicht untergehen.

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist befehlen,
Und, vom Erdenstaube rein,
Der Vollendung schon sich freu'n,

Sollten sie, wie Staub, verwehen?
Hoffnung muß dem Grab entgehen.

Sieh' an schweigenden Altären
Todtenkränze sich verklären!
Menschenhoheit, Erdenreiz,
Zeichnet dieses Aschenkreuz;
Aber Erde wird zu Erde,
Daß der Geist verherrlicht werde.

Die Verlobten.

Wohl dem Jüngling, der im Kreise
Wilder Freuden, unbethört,
Wachend über sich, die leise
Stimme seines Herzens hört;
Der in Dämmerlauben still
Auf das Lied der Musen achtet,
Nach dem Lob der Edeln trachtet,
Und zum Guten nur das Schöne will!

Ihm gelingt's, die Zauberkünste
Junger Phrynen zu verschmähn,
Und dem zartesten Gespinnste
Der Versuchung zu entgehn.

Locket gleich verbotne Lust
Ihn mit lydisch-weichen Tönen,
Immer trägt das Bild des Schönen
Er, als Heiligthum, in seiner Brust.

Und sein Herz wird lauter schlagen,
Von der Maienluft umschwebt;
Quell und Aue wird ihm sagen,
Daß für ihn die Traute lebt,
Die dem holden Bilde gleicht,
Die der Unschuld erste Züge
Rein erhielt, der in der Wiege
Grazien die Götterhand gereicht.

Auszuspähen die Geweihte,
Schrecket ihn kein Dornenpfad,
Bis sie schüchtern, im Geleite
Hoher Tugenden, ihm naht.
Einfalt ist ihr Feierkleid;
Sittsam, wie der Busen, wallte
Stets ihr Schleier; jede Falte
Spielt in eigner, sanfter Lieblichkeit.

Wohl dem Mädchen! Still verlangend,
Ging auch sie durch's frische Grün,
Fest an einem Bilde hangend,
Das in Träumen ihr erschien.
Wie der Wange Purpur glüht!
Und ein Seufzer sagt: Er ist es!
Und der Jüngling ruft: Du bist es!
Und der Waldgesang wird Hochzeitlied.

Am Vorabend des ersten Mai.

Wem rühren wir die goldnen Saiten,
Mit diesem Blüthenzweig im Haar?
Der Zwölfe schönsten, die das Jahr
Daher am hohen Himmel leiten;
Dem von der Freude längst herbei
Gewinkten Mai!

Zwar jeder Mond hat seine Tänze,
Und jedem ward sein Schmuck verliehn;
Den ärmsten bleibt ihr Wintergrün;
Doch trägt den lieblichsten der Kränze,
Umtönt von jubelndem Geschrei,
Der bunte Mai.

Den Thälern kündigt seine Feier
Das Morgenlied der Hügel an;
In Wäldern singt, was singen kann;
Die Harfe rühmt, es lobt die Leier,
Es preisen Flöt' und Feldschalmei
Den holden Mai.

Denn, wo mit reifbedeckten Schwingen
Der Rabe jüngst den Stürmen rief,
Kein Pärchen auf den Aesten schlief,
Und Hirt und Hirtin einzeln gingen,

Da gehn im Grünen zwei und zwei,
Gelockt vom Mai.

Schon sieht man bei den Mädchenreigen
Im nächsten Lenz ein Mütterchor;
Die Kinder heben sie empor
Zum rosichten Gewölk, und zeigen
Sie unter süßer Schmeichelei
Dem Vater Mai.

Und wieder grüßt der Vögel Kehle
Den Hain, den Frühlingsluft durchweht;
Und jede weis're Mutter fleht
Für ihrer Tochter zarte Seele,
Daß sie an Wohlthun ähnlich sey
Dem guten Mai.

Der Vater wallt in stillen Gründen
Mit seinem Sohn, und lehret ihn,
Wo Rasen, Busch und Acker blühn,
Den heiligsten der Tempel finden,
Zu beten ohne Heuchelei,
Umstrahlt vom Mai.

Die also beten, die belebet,
Als Greise noch, auf ihrer Flur
Das milde Säuseln der Natur;
Und leicht, wie Blüthendüfte, schwebet
Ihr Geist hinüber, froh und frei,
Zum bessern Mai.

An zwei Täubchen.

Ihr Täubchen, welche beide
Mein Amor einst gepaart,
Als ihr, auf jener Weide,
Des Knaben beste Freude,
Ein Spiel der Nymphen war't!
O grüßt, mit jedem Morgen,
Den frommen Dichter hier:
Euch zärtlich zu versorgen
Befahl Cythere mir.

Seh' ich, zu meinen Füßen,
Euch froh und sicher küssen,
Ihr Unschuldvollen ihr!
Dann denk' ich an Belinden;
Sie ließ in diesen Gründen
Mich auch die Liebe finden.
Allein, bedauert mich;
Weit glücklicher, als ich,
Seyd ihr, geliebte Täubchen,
Wenn ihr im Haine girrt,
Und das getreue Weibchen
Um seinen Gatten irrt.
Wie ruhig könnt ihr spielen,
Wie ruhig, dort im Kühlen,

In wollustreicher Nacht,
Wo keine Mutter wacht,
Wo neben eurem Bettchen
Bekränzte Freiheit lacht,
Und kein bewegtes Blättchen
Die Liebe schüchtern macht!
Hier, unter öden Bäumen,
Hier, auf verlass'ner Flur,
Von ihrem Kusse träumen,
Ihr Täubchen, darf ich nur;
Denn ach! Belinde fliehet
Das Thal, den Wasserfall,
Die Grotte selbst, und siehet
Verräther überall.

O glaubte nur Belinde,
Dem guten Götterkinde,
Der Liebe treuem Ruf,
Die sie, mit sanftem Herzen,
Zu Küssen und zu Scherzen,
Wie euch, ihr Täubchen, schuf!

An Philaiden.

Erhaben ist der inn're Friede
Des Weisen, göttlich seine Ruh'!
Groß ist der Mann, o Philaide!
Doch glücklicher vielleicht bist du.

Im schweren Kampfe bracht' er Schmerzen
Und Furcht und Sorgen unter sich;
Sie fortzuküssen, fortzuscherzen,
Dieß lehrten Huldgöttinnen dich.

So hängt, wo sich das Thal geschmücket,
Mit wildem Droh'n ein Fels herab;
Die Hirtin sieht ihn nicht, und pflücket
An seinem Fuße Blümchen ab.

O lass', bei'm Klange süßer Lieder,
Uns lächelnd durch das Leben gehn,
Und, sinkt die lange Nacht hernieder,
Mit diesem Lächeln stille stehn.

An Elisen.

Stammte der Geist, Elise!
Den ein Gedanke der Liebe schuf,
Nicht vom Himmel, wären Paradiese
Nicht sein künftiger Beruf;

Sollt' ihm keine neue Sonne glänzen;
Hielt' ein niedriges Geschick
Ihn auf ewig in den Grenzen
Dieser Sterblichkeit zurück;

Müßt' er durch die weite Schöpfung wandeln,
Die Natur beleben überall;
Jetzt im Weisen, wie die Götter, handeln;
Jetzt ein Liedchen singen in der Nachtigall;

Um die grüne Quelle schweben;
In der hohen Linde blühn,
Oder aus gestorbnen Reben
In den Keim der Veilchen ziehn.

Ach! Elise, wäre dann ein Schimmer
Süßer Angedenken mein;
In der weiten Schöpfung sollte nimmer
Dein Geist für mich verloren seyn.

Ich wollte neben dir im Rosenhaine sprießen,
Als Myrthe dir zur Seite stehn,
Im Bache dir entgegen fließen,
Mit dir im leisen Weste wehn.

Und holde Mädchen gingen
Im Rosenhaine dann;
Elise! wir empfingen
Den müden Wandersmann,

Beschatteten gelinde
Sein armes, kleines Mahl,
Und lispelten im Winde
Durch ein beblümtes Thal,

Wo Hirtenknaben spielten;
Verdoppelten den Flug
Zum Schnitter hin, und kühlten
Ihm seinen Wasserkrug.

Wir eilten in dem Flusse,
Verkündigten den Mai,
Und murmelten sanfter bei dem Kusse
Zärtlicher Bräute vorbei.

Aber o! ich fühl' es, Paradiese
Warten auf uns; göttlich ist unser Beruf;
Dein Lächeln sagt es mir, Elise!
Daß uns die Liebe schuf.

Dein Lächeln soll, in schönern Welten,
Zur Seligkeit die Geister weihn,
Und Engeln Tugenden vergelten,
Und mir ein Lohn der Unschuld seyn.

Die Auferstehung.

Horch, Elise! da rollen Gesänge
Goldner Harfen her;
Ueber hohe Felsengänge
Rollen sie, wie der Donner, schwer.

Barden singen von der Welten
Vater, der als Richter kömmt;
Singen, wie vor seinem Schelten
Meere fliehen und der Strom sich hemmt;

Singen vom allmächtigen Erstaunen,
Das die Sonne faßt, in ihrer Bahn,
Und von Gräbern, aufgethan
Bei dem Rufe der Posaunen;

Von der Erden Untergang,
Welche sich in Feuerflammen wälzen,
Und von Sternen, welche schmelzen,
Bei der Todesengel Gesang.

Deine Seele bebt, Elise!
Wie das fromme Lämmchen bebt,
Wenn sich über seine Wiese
Schnell ein hohler Sturm erhebt?

Zittre nicht! Ein Gott will richten,
Richten will er jede That;
Aber kann er diese Welt zernichten,
Diesen Boden, den Elise betrat?

Schaffende Liebe winket einst der Erde,
Daß ein neuer Frühling werde;
Zeichnet neuen Sonnen ihre Bahn;
Und ein besserer Tag bricht an.

Friede zieht in jede Höhle;
Still und lieblich soll der Hain,
Und so schön, wie deine Seele,
Soll die ganze Schöpfung seyn.

Ueberall Frühlingsluft;
Ueberall ein ruhiges Wehen.
Blumen werden auferstehen
Dann um deine Gruft

Blumen, welche deinem Schatten
Mädchenhände gestreuet hatten
Hin auf jene Gefilde der Ruh',
Blumen, längst gestorben, wie du.

Wie sie blühend auferstehen;
So erwachen, bei dem Wehen
Einer stilleren Luft,
Nachtigallen rings um deine Gruft.

Neben ihr hatten sie gesungen
Durch die Gefilde der Ruh';
Neben ihr in Abenddämmerungen;
Und sie starben längst, wie du.

Komm', Elise! Gerüche wallen
Von verjüngten Bäumen herab;
O, bei'm Gruße der Nachtigallen
Oeffnet sich dein Grab.

Komm', Elise! Schon umringen,
Wie Gespielen einer Braut,
Selige Geister dich, und singen
Deines Lebens stille Thaten laut.

Und du gehst an ihrer Seite
Nun mit sanfter Majestät,
Wie die Tugend, im Geleite
Neugeborner Engel, geht.

Einen Zweig von deinem Kranze
Bietest du mir lächelnd an;
Und ein Strahl von deinem Glanze
Fällt auf meine Leier dann.

Welch ein Strahl! Dem Paradiese
Nenn' ich dich, und bin verklärt,
Bin ein Engel, und, Elise!
Deiner Liebe werth.

Der zärtliche Liebhaber *).

Ein junger, reicher Lord,
Der mehr als eine Welt sein treues Julchen liebte,
Und, auf ein halbgesagtes Wort,
Den kleinsten Wunsch von ihr sich zu errathen übte,
Ging einst in einer Sommernacht,
Vom heitern Himmel angelacht,
Mit ihr, für deren Glück er Alles hingegeben.
„O sieh' doch," rief das Mädchen schnell,
„O sieh' doch, welch ein Stern, wie spielend und wie hell!
Der schönste, den ich sah in meinem ganzen Leben!" —
Sie fühlt des Lieblings Hand in ihren Händen beben;
Er sieht den Stern, mit traurigem Gesicht,
Und dann sein Mädchen an, und spricht:
„Ach! Julchen, ach! verlang' ihn nicht;
Ich kann ihn dir nicht geben!"

---

*) Eine wahre Geschichte nach einer mündlichen Erzählung.

Momus.

Als neulich Vater Jupiter
Sein müdes Haupt, von Sorgen schwer,
Auf seine Götterrechte stützte
Und mit der Linken mächtig blitzte;
Die großen Augen hin und her
Gedreht, im Lehnstuhl überdachte,
Was nun sein Erdenvölkchen machte:
Da kam zum hohen Jupiter,
Mit einem Kasten auf dem Rücken,
Freund Momus, unter vielem Bücken,
Und grüßte den Olymp, und bat
Den ganzen göttlichen Senat,
Zu seinen schönen Raritäten
Ein wenig näher hin zu treten.
Man sah, und sah die weite Welt,
Von Sonn' und Monden überschimmert,
Im Kleinen trefflich nachgezimmert;
Und Erde, Feuer, Luft und See,
Und Alles, was darinnen je
Gewesen: Leopard und Wurm
Und Nachtigall, und Krieg und Sturm
Und Wäldchen, reich an Melodieen,
Und Berge, welche Flammen spieen:

Das erste Paradies; den Thurm
Zu Babel, neben einer Grotte,
Bewohnt vom jüngsten Liebesgotte;
Der Ninon stilles Kabinet,
Und Magdalenens hartes Bett,
Umtanzt mit höllischem Gewimmel,
Und Heilige, schon halb im Himmel;
Des jungen Peleiden Zorn,
Des Epikur gerühmten Frieden;
Und hier Aegyptens Pyramiden,
Und dort ein Lied von Hagedorn.
Nicht minder künstlich war zu sehn
In seinem Fasse Diogen,
Und auf der Bühne Karl der Zwölfte;
Petrarch mit seiner lieben Hälfte;
Semiramis und Helena,
Musarion und Pamela;
Mein Bayle zwischen seinen Zweifeln,
Und Doktor Faust mit seinen Teufeln,
Und Robinson auf seiner Fahrt;
Am schattenvollen Traubenhügel
Anakreons gesalbter Bart;
Candide, Solon, Eulenspiegel,
Confucius und Aretin,
Und Swedenborg, und Harlekin
Aus einem Ei hervorgekrochen;
Der Eremit bei Todtenknochen;
Armida bei Rinaldens Kuß;
Und endlich machten den Beschluß
Chymisten, Kritiker, Propheten,
Druiden, Zauberer, Poeten,

Nebst Sittensprüchen, Wunderlehr'
Und tausend andern schönen Sachen.
Da blitzte Jupiter nicht mehr,
Und alle Götter mußten lachen.

An die Rose.

Rose, komm'! der Frühling schwindet;
Veilchen haben dich verkündet,
Maienblumen starben hin;
Oeffne dich bei'm Lustgetöne
Dieser Fluren; komm', o schöne,
Holde Blumenkönigin!

Als du kamst im ersten Lenze,
Hingen tausendfache Kränze
Schon um Anger, Berg und Thal;
Ufer lockten, Wälder blühten,
Pomeranzen-Haine glühten
Weit umher im Sonnenstrahl.

Libanons umwölkte Gipfel
Hoben ihre Cedernwipfel
Duftend in den Morgenschein;

Doch auf demuthsvollem Throne
Solltest du der Schöpfung Krone,
Der Geschaffnen Wonne seyn.

Und du gingst mit leisem Beben
Aus der zarten Knosp' in's Leben;
Erd' und Himmel neigten sich;
Und es huldigten die Wiesen;
Nachtigallenchöre priesen,
Alle Nymphen liebten dich.

Goldne Schmetterlinge schlugen
Froh die Flügel; Winde trugen,
Wo die Luft in Jubel war,
Deinen Balsam; Herzen pochten
Dir entgegen; Mädchen flochten
Unter Perlen dich in's Haar.

Die von Weiberanmuth sangen,
Malten sie mit Rosenwangen;
Jede Seele, gut und mild,
Arglos, unschuldvoll, bescheiden,
War in ihren höchsten Freuden,
Dein getreues Ebenbild.

Und der Schönheit und der Jugend
Wächterinnen, Scham und Tugend,
Zu den Knospen hingebückt,
Hüllten unter deinen Namen
Ihr Geheimniß; Bräute kamen
Nicht umsonst mit dir geschmückt.

Da begann der rohe Zecher,
Den von dir umblümten Becher
Keuschen Grazien zu weihn.
Allen Helden, allen Göttern
Ging das Volk, mit deinen Blättern
Weg und Tempel zu bestreun.

Mit verjüngten Herzen schlichen
Greise zu den Wohlgerüchen
Deines vollen Kelchs herbei;
Lehrten segnend ihre Söhne,
Daß hienieden alles Schöne,
Selbst die Rose, sterblich sey.

An des Freundes heil'gem Grabe
Wurdest du zur letzten Gabe
Seinem Schatten dargebracht;
Solltest ihm den Pfad umschlingen,
Thränen ihm und Küsse bringen
In die leere Todesnacht.

Fromme fingen an zu loben,
Sahn gen Himmel, ließen droben,
Zwischen Palmen ewig grün,
In des Paradieses Hallen,
Wo die reinen Geister wallen,
Dich zum Siegeskranze blühn.

Rose, komm'! In stiller Feier,
Unter jungfräulichem Schleier,
Warten Lilien auf dich;

Und für deine Schönheit offen,
Steht mein Herz in süßem Hoffen;
Liebeshauch umsäuselt mich.

O wie friedlich, o wie lauter
Diese Liebe! Wirst mich, trauter
Als der Morgensterne Pracht,
Von der Weisheit unterrichten,
Die so stolz der Berge Fichten,
Dich so klein und schön gemacht,

Daß in deinem holden Wesen
Wir der Seelen Unschuld lesen,
Uns die Brust von Ahnung schlägt;
Daß der Geist der niedern Blume
Unsern Geist zum Heiligthume
Schöner Gottesengel trägt.

Morgenlied.

Sieh', wie der Hain erwacht,
Wie von umglänzten Höhen,
Bei leisem Windeswehen,
In frische,
Bethaute Büsche
Die Morgenwonne lacht!
Wonne, wo die Blüthen wallen;
Wo die Vögel locken, Wonne!
O sieh'! da strahlt die Sonne
Herauf in voller Pracht!

Hier, wo die Blume bebt,
Wo sich die Bäche kräuseln,
Vernimm der Liebe Säuseln,
Das milde
Durch die Gefilde,
Wie Frühlingsathem, schwebt.
Liebe führt den Sonnenwagen,
Liebe streut die Blüthen nieder;
Sie weckt den Hain, den wieder
Gesang und Lust belebt.

Hör' in des Waldes Chor
Die süße Liebe singen!

Es fleugt auf goldnen Schwingen,
Wenn Seelen
Sich ihr vermählen,
Der Geist zum Licht empor.
Liebe nur kann Freude geben,
Liebe tröstet unter Sorgen.
Sie ruft zum ew'gen Morgen
Aus Grüften einst empor.

Nach einem alten Liede.

Sagt, wo sind die Veilchen hin,
Die so freudig glänzten,
Und der Blumen-Königin
Ihren Weg bekränzten?
„Jüngling, ach! der Lenz entflieht:
Diese Veilchen sind verblüht.“

Sagt, wo sind die Rosen hin,
Die wir singend pflückten,
Als sich Hirt und Schäferin
Hut und Busen schmückten?
„Mädchen, ach! der Sommer flieht:
Diese Rosen sind verblüht.“

Führe denn zum Bächlein mich,
Das die Veilchen tränkte,
Das mit leisem Murmeln sich
In die Thäler senkte.
„Luft und Sonne glühten sehr:
Jenes Bächlein ist nicht mehr.“

Bringe denn zur Laube mich,
Wo die Rosen standen,
Wo in treuer Liebe sich
Hirt' und Mädchen fanden.
„Wind und Hagel stürmten sehr:
Jene Laube grünt nicht mehr.“

Sagt, wo ist das Mädchen hin,
Das, weil ich's erblickte,
Sich mit demuthvollem Sinn
Zu den Veilchen bückte?
„Jüngling! alle Schönheit flieht:
Auch das Mädchen ist verblüht.“

Sagt, wo ist der Sänger hin,
Der auf bunten Wiesen
Veilchen, Ros' und Schäferin,
Laub und Bach gepriesen?
„Mädchen, unser Leben flieht:
Auch der Sänger ist verblüht.“

Die Heimath.

Der Sonnen schönste wärmt das Land,
Und heilig ist die Erde,
Wo vormals unsre Wiege stand
Am väterlichen Herde.

Vor allen Bäumen grünt der Baum,
In dessen kühlen Schatten
Wir unsern süßen Kindertraum
Am Frühlingsmorgen hatten.

Vor allen Thälern blüht das Thal,
Vom reinen Bach umschlungen,
An welchem uns zum ersten Mal
Die Vögel wach gesungen.

Doch wenn ein zweites Vaterland
Sich unser Herz ersindet;
Wenn Liebe dort mit eigner Hand
Uns an ein Mädchen bindet:

Auf einmal sehen wir, geweckt
Aus unsern Kinderträumen,
Den Baum, der Liebchens Hütte deckt,
Vor allen andern Bäumen.

Du kleines, väterliches Land,
Wo mir der Tag geschienen,
Als mich die erste Muse fand,
Am Weidenbach, im Grünen!

Du gutes Land, wo Flur und Hain
In sichrer Einfalt blühen,
Wo rings sich um den deutschen Rhein
Die Traubenhügel ziehen!

Wie liebt' ich, o, wie liebt' ich dich,
Und weinte dir entgegen!
Wie sehnt' ich, o, wie sehnt' ich mich
Mit lauten Herzensschlägen!

Nun aber Lieb' im Busen wallt,
Nun geb' ich deine Freuden
Um einen öden Tannenwald
Auf ungeschmückten Heiden;

Weil auf der Heide Liebchen wohnt,
Umweht von Tannenhainen,
Und freudenvoller Sonn' und Mond
Die Wipfel da bescheinen.

Den Traubenhügel, Flur und Bach,
Und Alles will ich missen:
O Liebe! nur ein Hüttendach,
Mein Mädchen da zu küssen.

Der Ring.

Liebchen wallt in fernem Lande;
Meine Küsse geb' ich dir,
Goldnes Ringlein! dich zum Pfande
Ließ sie unter Küssen mir.

Ach! da kam sie, leiser, trauter,
Hatt' ein Auge, rein und hold,
Und ein Herz! ein Herz, so lauter,
Schönes Ringlein! wie dein Gold.

Liebchen gab dich mir und sagte:
Nimm es, bleib' ihm ewig gut!
Und ich schwör' es dir: Ich wagte,
Dir zu Gunsten, all mein Blut.

Goldnes Ringlein! süßes, liebes!
Machst, daß mir die Sonne scheint!
Kommt ein Wölkchen oft, ein trübes,
Hat's in Kurzem ausgeweint.

Du beginnst die schöne Kette,
Die man von der Treu' empfängt,
Die so fest am Sterbebette
Mit dem letzten Ringlein hängt;

Wo du noch, den matten Blicken
Schimmernd, Wonn' und Hoffnung bist;
Weil in Welten voll Entzücken
Liebchen mich hinüber küßt.

Einfalt.

Seit meinen ersten Kinderspielen,
Wie oft entwich der Frühling schon!
Ihm klagt' ich, wenn die Blüthen fielen,
Ihm sang ich bei der Lerche Ton;
Doch unter Klagen, unter Scherzen,
Blieb ich getreu dem eignen Herzen,
Und liebte, was voll Einfalt lacht,
Was leicht und froh das Leben macht.

Im weiten Saal, auf Purpurdecken,
Wo Gold und Marmor uns umglänzt,
Kann oft der Wein so köstlich schmecken,
Als wo man irdne Becher kränzt;
Indessen wählt der Frohsinn lieber
Ein hartes Polster gegenüber
Der Einfalt, die, entfernt von Pracht,
Hinweg des Lebens Mühe lacht.

Es schmücken täglich ihre Hände
Mein Häuschen, das wie Silber strahlt,
Sobald der Mond auf weiße Wände
Die runden Fensterscheiben malt,
Im Schatten dann mein holder Kleiner
Sich hüpfen sieht, und heller, reiner,
Ihm durch die sanft verklärte Nacht
Der Mutter offnes Auge lacht.

Wenn rings um bunte Feenschlösser
Die Kunst ein Tempe werden heißt,
Uns hier ein steigendes Gewässer,
Dort eine kühle Grotte weis't,
Und, o Natur, dir nachzubilden,
Durch Wüsten führt zu Lustgefilden,
In Höhlen schreckt, in Hainen lacht;
Wer rühmt nicht ihre Zaubermacht?

Ist aber das von Buchenhecken
Umzäunte Gärtchen wonneleer?
Wo dichte Lauben mich verstecken,
Wo Bienen summen um mich her,
Durch's Grün die rothen Aepfel blinken,
Und Sonnenblumen freundlich winken,
Da geht, vom Himmel angelacht,
Natur in leichter Hirtentracht.

Hoch über Stadtpaläste hebet
Des Tempels Dom sich feierlich;
Bei seinem Glockenklang durchbebet
Der Andacht heil'ger Schauer mich;

Doch fühl' ich besser Gottes Nähe,
Wenn ich des Dörfchens Kirchthurm sehe,
Wo Frömmigkeit voll Einfalt lacht,
Und mir das Beten leichter macht.

Ihr Mütter! drückt's mit jedem Kusse
Den zarten Kinderseelen ein:
Zum reinsten, sichersten Genusse
Kann Einfalt nur die Herzen weihn;
Sie tanzt mit uns um schlechte Hürden,
Lehrt singen unter schweren Bürden,
Und weilen, wo die Unschuld lacht,
Die leicht und froh das Leben macht.

Die Tempel.

„Ihm, der die Alpen aufgethürmt,
Die, seit Jahrtausenden umstürmt,
Umdonnert, das Gewölk durchschauen,
Ihm reißet aus der Berge Schooß
Ihr kümmerlich den Marmor los,
Um eine Wohnung ihm zu bauen?

Blickt hin, wo sich zum Heiligthum
Sein Himmel wölbet, wo sein Ruhm
Durch die gestirnten Hallen schimmert!
Was sollen dem, der ewig war
Und seyn wird, Tempel und Altar,
Die einst der Zeiten Gang zertrümmert?"

Wir blicken hin: Allwaltend schwebt
Er auf Gewittern; dennoch hebt
Sich unser Tempel dem zur Ehre,
Der auch den niedern Schleedorn liebt,
Die Blume schmückt, und Wasser gibt
Dem Wiesenbächlein, wie dem Meere.

Ihm bauen wir, der Welt an Welt
In's Unermeßliche gestellt,
Der Sonnen mißt und Erden gründet,

Zum Guten weislich Schönes wählt,
Dem Schwachen Stärkeres vermählt,
Und Alles ordnet, Alles bindet.

Es knüpft ein wundervolles Band
Zusammen Mond und Meer und Land,
Den Ysop und den Cedernwipfel;
Ein festes Band; allein zu groß
Für unsern Blick! Wie regellos
Umschauern uns der Alpen Gipfel!

Seht der Verwirrung grauses Bild,
Wo schneebedeckte Lasten wild
Aus dichtverschlungnen Büschen ragen;
Wo über Klippe Klippe hängt,
Und vor dem Felsen, der sich senkt,
Der Abgrund zittert, Wälder zagen!

Entschwunden ist dem Auge da
Der Eintracht Kette; fern und nah
Verkündigt sich ein Gott der Stärke,
Der will und schafft. Im Bergstrom braust
Er nieder; seine Tanne saust;
Nur Allmacht stempelt seine Werke.

Wir aber suchen ihn, den Geist,
Der schafft und ordnet, blühen heißt
Das Feld, bevor die Aehren wallen;
Dem sich in Chören Sterne drehn,
Und Sonnen auf- und untergehn,
Bei'm Wechsellied der Nachtigallen.

Ihn suchen, ahnen, finden wir,
Wenn dort der Epheu bebt, sich hier
Der Weinstock an die Ulme lehnet;
Des Rasens blumichter Altar
Macht ihn dem Herzen offenbar,
Das liebend sich nach Schönheit sehnet.

Er selber lenkt den innern Sinn
Auf Ebenmaß und Ordnung hin;
Drum stehn in schwesterlichen Reihen
Die Säulen da; der Marmor schmiegt
Und wölbt, die stolze Tanne fügt
Zu Tempeln sich, die wir ihm weihen.

Und Lobgesang ertönt von Chor
Zu Chor; die Seele steigt empor,
Und wandelt schon in lichtern Sphären;
Zur ewig großen Harmonie
Der bessern Welt bereitet sie
Sich an vergänglichen Altären.

Die Mutter.

Mutterliebe, Muttertreue
Gibt dem kleinen Erdenglück
Seinen Anfang, seine Weihe;
Lehrt den ungewissen Blick
Erst umher, und dann zum blauen,
Hochgewölbten Himmel schauen.

Diese Treue, diese Liebe
Sichert uns an ihrer Brust;
Sey der Morgen noch so trübe,
Wir erwachen da zur Lust,
Hören, unter Donnerschlägen,
Nur der Mutterstimme Segen.

Und das stille, traute Zimmer
Wird von Engelglanz erhellt,
Wenn des Mondes reiner Schimmer
Auf der Mutter Antlitz fällt;
Banger Nächte Finsternisse
Mindern schweigend ihre Küsse.

Fremd auf diesem Erdenrunde,
Nur daheim in ihrem Schooß,

Hängt das Kind an ihrem Munde,
Wird der Knabe spielend groß;
Klagen darf er, bitten, hoffen;
Mutterhand ist immer offen.

Sie, die jedes leise Sehnen
Stillte, sie, die Alles gab,
Beut dem Jüngling nun mit Thränen
Den gewünschten Wanderstab;
Oeffnet zitternd ihm die Pforte
Bei dem letzten Abschiedsworte.

Und das letzte Wort verhallet
Lang' in seinem Busen nicht,
Und die Sorgenvolle wallet
Einsam oft im Dämmerlicht;
Starrt hinaus in dunkle Ferne,
Fragt nach ihm die goldnen Sterne.

Mag er jugendlich indessen
Neuer Lust entgegen gehn,
Und sein Kinderglück vergessen!
Nur des Lieblings Wiedersehn
Zeigt die tröstende, die milde
Hoffnung ihr im Rosenbilde.

Eitles Bild! es wird verschwinden,
Wie der Rose Wiederschein,
Wenn am Teich, umbraust von Winden,
Ihre Blätter sich zerstreun.

Todesschatten sinken nieder:
Eile, Jüngling, kehre wieder!

Daß dich, sterbend, ihre blasse
Lippe segne; daß der Arm
Deiner Mutter dich umfasse,
Ihre Brust, so liebewarm,
An dem großen Scheidungstage
Noch an deinem Herzen schlage!

Ach zu spät! die starren, kalten
Hände, die so treu, so fromm
Deiner pflegten, sind gefalten,
Sind's auf immer; Jüngling, komm',
Daß, von dir besucht, die Erde
Der Entschlafnen leichter werde.

Blicke stumm nach ihrem leeren
Sitze, deiner Seufzer werth!
Halte Lebenslang in Ehren
Den durch sie geweihten Herd,
Wo die heil'ge Flamme lodert,
Die noch Dank und Thränen fordert.

Und will je dein Glaube wanken,
Wenn, im Auge Hülf' und Rath,
Groll und Meineid im Gedanken,
Sich der Mensch dem Menschen naht;
So ermanne dich, so freue
Dich der mütterlichen Treue!

Singt sie doch an jeder Wiege,
Lacht dem Säugling, den sie trägt!
Und es bleiben ihre Züge
Bessern Seelen eingeprägt,
Die nicht von der Liebe weichen,
Und die Bruderhand uns reichen.

Freue dich! Der Alles lenket,
Der die zarte Pflanz' im Hain,
Wie die Ceder, wärmt und tränket,
Muß durch Liebe selig seyn!
Hätt' er sonst dieß Wonnebeben
In das Mutterherz gegeben?

An meine Geschwister.

Zwar schnitt ich manchen Mädchennamen —
Dem Jüngling war es zu verzeihn —
Wenn Blatt und Blüthe wieder kamen,
In Linden oder Buchen ein;

Jedoch vergaß ich Buch' und Linde
Weit eher, als den Namenszug
Der Mutter, in des Bäumchens Rinde,
Das ihre Lieblingsäpfel trug. *)

Im Schatten stand es da, bescheiden,
Gleich ihr, und ohne Früchte nie,
Ach! aber bald nach ihrem Scheiden
Fing es zu trauern an um sie.

Nur Blätter wollt' es ferner tragen;
Schon war die Axt der Wurzel nah',
Kaum retteten noch meine Klagen,
Mein Flehen ihm das Leben da.

---

*) Es war meine zweite Mutter; den Namen Stiefmutter verdiente sie nicht.

Und als der letzte Zweig ihm dorrte,
Und als er niedersank, da blieb —
Ihr hörtet meine Trauerworte! —
Die leere Stelle mir noch lieb.

Liebe und Hoffnung.

Wechselnd, aus des Himmels Thoren
Gehn die schwesterlichen Horen;
Ihren Winken umblümt sich der See,
Röthet sich die Kirsche, reift die Aehre,
Schwillt die Traube, deckt das leere
Feld zum Winterschlafe der Schnee.

Wechselnd keimt es, grünt und scheidet;
Wo die Halme wogten, weidet
Unter Stoppeln der singende Hirt,
Bis er heim auf dürren Blättern wallet,
Jeder Freudenlaut verhallet,
Schwermuth nur die Haine durchirrt.

Flieht denn mit den flücht'gen Zeiten
Alles? will uns nichts geleiten
Von dem Hügel im rosichten Licht
In das Thal, das kalte Nebel drücken?

O, mit deinen Wonneblicken,
Holde Liebe, weiche du nicht!

Ja, sie folgt uns, die Getreue;
Heilig wird durch sie das neue
Laub, der Rasen, die Quelle geweiht,
Wo, gehüllt in Demuth, Laura sitzet,
Und das Bäumchen, das sie stützet,
Ihr den Schooß mit Blüthen bestreut.

Hat nicht, wenn die Sichel rauschet,
Lieb' im Stillen oft gelauschet,
Hinter höhern Garben versteckt,
Und, das Herz der Schnitter zu gewinnen,
Armen Aehrenleserinnen
Traulich ihr Geheimniß entdeckt?

Sieh'! bei'm frohen Winzermahle
Beut die Schönheit ihr die Schaale,
Selbst zu kränzen den perlenden Wein;
Jede Wang' entglüht von sanftern Feuer,
Und der Musen keusche Leier
Stimmt in's Evan leise mit ein.

Amors Fackel auszuwehen
Wagt kein Sturm; auf Winterhöhen
Schleicht er nächtlich, umbrauset vom Nord,
Hin zum Herd, und weil die Flamme knistert,
Naht er Chloen sich, und flüstert
Ihr in's Ohr ein zärtliches Wort.

Mit ihm weilet auch die milde
Hoffnung noch im Herbstgefilde,
Dem die spätesten Sänger entflohn;
Zwischen Sorg' und Sehnsucht in der Mitte,
Geht sie von der Burg zur Hütte,
Rosen in den Händen und Mohn *).

Bald entblättert sich die Rose,
Und der Mohn bringt kummerlose
Träume, süße Vergessenheit dann;
Um das Fest der Freude, das verschwindet,
Klagt die Hoffnung nicht, sie kündet
Nur ein wiederkommendes an;

Harrt schon auf die erste Schwalbe,
Wenn am Morgen noch das falbe
Roth den Reif der Gebirge bestrahlt;
Grüßt die kaum in's Nest gezognen Störche,
Und behorcht die erste Lerche,
Wo im Quell das Veilchen sich malt.

Immer tauschend Freud' um Freude,
Sucht sie Blumen auf der Weide,
Trägt die frühesten Aehren im Haar,
Schmückt die Stirn mit jungen Reben, schlinget
Wintergrün zum Kranz, und singet
Schneller weg das trauernde Jahr.

Huldigt denn, ihr Wiesen! neiget
Euch, ihr Wipfel! Saaten, steiget!
Lacht, ihr Trauben, dem Gotte der Lust!

---

*) So findet man die Hoffnung auf antiken Gemmen abgebildet.

Ohne Lieb' ist Alles stumm und öde;
Selig nur, wenn ihre Rede
Tönet in der reineren Brust!

Selig auch, wer dein sich freute,
Nie vermessen dich entweihte,
Hohe Trösterin, Hoffnung! O du
Täuschest nicht die leicht zufried'nen Herzen,
Gibst dem Weisen Lust nach Schmerzen,
Gibst nach Arbeit labende Ruh'.

Dir vertraut' ich nicht vergebens;
Denn mir ward, am Ziel des Lebens,
Mehr noch, als du gelobtest, verliehn.
Lächle du dem letzten meiner Lenze!
Sage dann: Des Grabes Kränze
Welken auch, um wieder zu blühn!

Der Schwarzwald.

Wem ist der Schwarzwald unbekannt
Mit seinen hohen Tannen?
Kein Wandrer kommt in's Schwabenland,
Und keiner geht von dannen,
Der nicht bei seiner wilden Pracht
Still steht und große Augen macht.

Wild ist der Berg und schauderhaft,
Doch fröhlich anzuschauen;
Er steigt empor in voller Kraft,
Und mahnt uns an die rauhen,
Altdeutschen Väter, stark und kühn:
Warum denn singt kein Deutscher ihn?

Wär' ich so rüstig noch als er
In seinen alten Tagen,
Ein Loblied würde mir nicht schwer;
Jetzt aber will ich sagen,
Wie dieser Berg, so wild er scheint,
Mein bester Nachbar ist und Freund.

Auf manchem Berge zeigten sich
Mir unter grünen Aesten

Der Nymphen viel; doch hatten mich
Die Wälder stets zum Besten;
Denn, wenn ich näher kam und sah,
War keins der Göttermädchen da.

So sang ich oft zum Becher hier
An Hügeln voller Reben;
Des Landes Töchter mußten mir
Für Lieder Küsse geben;
Allein der Herbst war nun entflohn,
Und Kuß und Lied vergessen schon.

Dem Schwarzwald bin und bleib' ich gut! —
Einst kam von ihm herunter,
Mit einem weißen Wälderhut,
Ein Mädchen, frisch und munter,
Rothwangig, kunstlos, sonder Arg,
Das nichts als Lieb' im Herzen barg.

Wohl war es eines Blickes werth;
Ich fragte: »Willst Du weilen
In unserm Thal, an meinem Herd?
Sollst Alles mit mir theilen.«
Wir wußten nicht, wie uns geschah;
Das Wäldermädchen sagte: Ja!

In Kurzem war es meine Braut —
Mein Weibchen drauf, und brachte,
Als wir sein Nestchen ihm gebaut,
Ein Knäblein mir, das lachte

Mich freundlich an auf ihrem Schooß,
Und sprang umher, und wurde groß.

Mein Alles ist, seit jener Zeit,
Das Weibchen und der Knabe;
Nichts mangelt mir; denn mich erfreut
Das Kleinste, was ich habe;
Ein Sonnenblick in mein Gemach —
Vielleicht ein Sperling auf dem Dach.

Kein Berg, und sey er noch so hold
Geschmückt mit Obst und Aehren,
Und noch so reich an klarem Gold,
Kein Berg kann mehr gewähren,
Als mir, von armen Höh'n herab,
Der wonneleere Schwarzwald gab.

An meine Wanduhr.

Noch hat das Glück mit jedem Jahr
Was Neues mir bescheert,
Und jede seiner Gaben war
Mir eines Liedes werth;

Denn meine kleine Wirthschaft lacht
Mich gar vertraulich an;
Da sing' ich, was mir Freude macht,
So gut ich singen kann.

Schon haben Tisch und Becher längst
Ihr Lied, weil sie mir nah'
Und theuer sind; du aber hängst
Noch unbesungen da.

Zwar schmucklos, ohne Silberklang,
Gehst du voll Einfalt nur,
Gleich meinem Leben, deinen Gang,
Du treue Wälderuhr!

Doch köstlich wird, obwohl verschmäht
Von Stolz und Ueppigkeit,
Mir auch das ärmste Hausgeräth,
Wenn es die Liebe weiht.

Aus ihrer Heimath brachte dich,
Als festliches Geschenk,
Mein Weibchen mir, und deß bin ich
Und bleib' ich eingedenk.

Allein, hätt' auch des Bildners Hand
Verherrlicht sich in dir;
Was hülf' an ungeschmückter Wand
Ein solcher Zierrath mir?

Dem Kämmerlein des Dichters fremd
Ist aller eitle Prunk;
Er stört die Ruhe nur, und hemmt
Des Geistes leichten Schwung.

Wozu der Schimmer dir? Genug,
Daß du ein kommend Leid
Mir stets verkündet, ohne Trug,
So wie die bess're Zeit!

Dein Räderwerk lief ohne Rast,
Dein Laut verstummte nicht;
Du riefst mich weg von mancher Last,
Mich hin zu mancher Pflicht.

Wenn Alles schwieg, der Lagerstatt
Kein Schlummer ward verlieh'n,
Dann sah ich, wie die Lampe matt
Auf deine Ziffern schien.

Dann wohl mir, weil dein leis'rer Schlag
Sich tröstend hören ließ,
Und Morgendämmerung und Tag,
Und frischen Muth verhieß!

Oft auch, von süßem Schlaf erquickt,
Geweckt vom Sonnenglanz,
Hab' ich dich freudig angeblickt
In deinem Strahlenkranz.

O mög' ich noch zu dir hinauf
Mit stiller Freude schaun,
Noch segnen deinen Stundenlauf,
Noch hoffen und vertraun,

Wenn mir die Glocke dumpfer schallt,
Und nun dein Zahlenbild,
Vom Todesnebel schon umwallt,
Sich mehr und mehr verhüllt.

Ist dann die letzte Stund' entflohn,
So töne fort! Dein Klang
Sey meiner Gattin, meinem Sohn
Ein liebender Gesang!

Der kleine Savoyard *).

Am letzten Dezember 1810.

Tinte! Tinte! das Jahr ist vorbei;
Mit dem neuen wird Vieles neu;
Aber Tinte, Papier und Feder
Braucht, nach alter Gewohnheit, ein Jeder.
Mehr geschrieben, als gedacht,
Hat schon Manchen zu Ehren gebracht.
Kaufet! der erste Jänner ist nah'.
Tinta, Tinta, Tintalata!

Kaufet, kaufet! Im alten Jahr
Bot ich gute, frische Waar';
Schwarz ist meine Tinte geblieben,
Wurde gleich Vieles umsonst geschrieben.
Manches Recipe, manches Projekt,
Manche Grille ward ausgeheckt,
Und von Allem ist wenig mehr da.
Tinta, Tinta, Tintalata!

*) Welcher öfters im Jahre unsere Stadt besucht und seine Stimme in allen Gassen hören läßt.

Dennoch ist des Schreibens kein End';
Eheverlöbniß und Testament,
Akten und Liebesbriefchen die Menge,
Predigten, Küchenzettel, Gesänge,
Kommen und gehn, und keins hat Bestand;
So mit dem Schatten an der Wand
Spielt die laterna magica.
Tinta, Tinta, Tintalata!

Schattenspiel Alles! Drum, wer kann,
Sehe mit leichtem Herzen es an!
Immer das Fäßchen auf dem Rücken,
Lass' ich keine Sorge mich drücken,
Und versinge die böse Zeit.
Wenn im Winter es stürmt und schneit,
Habt ihr Ball und Opera;
Ich mein Tinta, Tintalata!

Kaufet, kaufet, mein Fäßchen ist voll;
Jeglicher schreibe damit, wie er soll!
Ohne Wunder und ohne Finte
Wandeln oft in Wein ihre Tinte
Vogt und Verwalter, Richter und Rath,
Doktor und Autor und Advokat,
Wirth und Krämer et cetera.
Tinta, Tinta, Tintalata!

Freude noch jedem Federkiel!
Mög' es der Trauerbriefe nicht viel,
Mehr der Gevatterbriefe geben!
Mögen in Kraft und vollem Leben

Eure Knäblein wachsen heran,
Und mit meiner Tinte dann
Fröhlich malen ihr erstes A!
Tinta, Tinta, Tintalata!

An Antonetten.

Als sie am Feste des heiligen Nikolaus einen neuen Schleier bekam *).

Frommes Mädchen! nimm den Schleier,
Den ein Heiliger Dir gibt;
Und dann höre meine Leier;
Mädchen hat sie nie betrübt.

Fromm, wie Du, sind ihre Saiten;
Aber ach! was sing' ich Dir?
Ernste Todtenglocken läuten;
Opferkerzen schimmern hier.

---

*) Dieses Lied wurde durch ein junges, schönes Mädchen veranlaßt, das den Schleier nahm.

Sing' ich, wie der Engel bester
Deiner Schönheit sich bekennt,
Und Dich seufzend seine Schwester,
In dem Chor der Engel, nennt?

Wie am jungfräulichen Bette,
Wo er sorgsam Dich bewacht,
Holder ihm, als Antonette,
Kein geweihtes Mädchen lacht.

Wie, bevor die Morgensonne
Hinter Bergen sich entdeckt,
Er vertraulich seine Nonne
Mit dem goldnen Flügel weckt;

Jedes Aemtchen treu verwaltet,
Emsig um den Nachttisch irrt,
Und den Schleier selbst entfaltet,
Welcher Dich verschönern wird?

Wie die kleinsten Seraphinen,
Wenn Du Dich zum Feste schmückst,
Um die Wette Dich bedienen,
Und Du Alle sie entzückst?

Oder, wenn in Deine Zelle,
Bei gestorbner Lampe, still,
Von den Geisterchen der Hölle
Sich der Kühnste wagen will;

Wie er nach dem rothen Kreuze
Deines Schleiers ängstlich sieht;
Aber schneller vor dem Reize
Deines sanften Auges flieht?

Soll ich singen, wie die Seelen
Der Verklärten, unsichtbar,
Mit dem Himmel Dich vermählen,
Am erleuchteten Altar?

Wie die jauchzenden Gerechten
Dort im Paradiese, schon
Myrthen Dir zum Kranze flechten,
Bei der Hymne lautem Ton;

Und, für diese dunkle Zelle,
Schon die jüngste Himmelsbraut
Dir, an ewig grüner Quelle,
Frische Rosenhütten baut?

Wie Du, glänzender und freier,
Einst in Sonnentempeln stehst,
Und den Engeln, ohne Schleier,
Freudiger entgegen gehst?

Wie — doch nein, geliebtes Mädchen!
Meine Lieder bringen nur
Diesem oder jenem Städtchen
Die Befehle der Natur.

Lerne denn von meiner Leier,
Daß der Liebe Lächeln nicht
Deinem Kreuze, deinem Schleier,
Deiner Zelle widerspricht.

Du bedrohst mich, Antonette?
Blickst hinweg, und athmest schwer,
Als bewegten ihre Kette
Schwarze Geister um Dich her?

Schrecken Dich, an jenen Wänden,
Stumme Bilderchen von Stein,
Mit emporgehobnen Händen
Und mit einem goldnen Schein?

Weil sich Heilige betrübten,
Kniest Du einsam hin und weinst?
Gutes Mädchen! O sie liebten —
Glaube mir, sie liebten einst.

Um die Höhle, wo sie lagen,
Standen Liebesgötter da;
Unter manchen leisen Klagen
Sang ihr Lied Cäcilia.

Nur ein Irrthum jener Zeiten
Schuf den Bannstrahl für die Lust;
Wollte süße Zärtlichkeiten
Tilgen in der jungen Brust;

Ließ, die Freude zu entfernen,
Arme Mädchen Buße thun,
Aber, wandelnd über Sternen,
Folgen sie der Liebe nun.

Und noch zärtlicher, als diese,
Küssen Engelchöre sich.
O wie könnten Paradiese
Blühen, wo die Liebe wich?

An die Laute.

Auch dir, verlass'ne Laute,
Die vormals die Vertraute
Von meiner Muse war,
Als, Myrthen noch im Haar,
Ich manchen Festaltar
Den Huldgöttinnen baute,
Auch dir, verlass'ne Laute!
Soll nun das schön're Jahr
Halb off'ne Rosen bringen.
Denn wisse! nie gereu'n
Mich uns're Jugendspiele
Im Amorettenhain,
Wenn gleich der Stolzen viele

Aus ihren Wolkenhöhn
Auf sie herunter sehn.
Die echten Weisen merken
Auf sanften Liederton;
Und auch den kleinsten Werken
Der Muse bleibt ihr Lohn.

Befrage jene Richter
In ihren Wolkenhöhn,
Durch wen des Himmels Lichter
Die Strahlenwege gehn!
Wer gab den Blitzen Flügel,
Dem Weltmeer seine Riegel,
Den Strömen ihren Lauf?
Wer thürmet Felsen auf,
Und läßt, mit frohem Beben,
Empor die Ceder streben?
Ist's nicht dieselbe Hand,
Durch welche Busch und Weiden
Sich lächelnd in's Gewand
Des Blüthenmondes kleiden?
Ist's nicht dieselbe Hand,
Die mit Vergißmeinnicht
Den Silberquell umflicht?
Sie winkt der Morgenröthe;
Sie schaffet Tulpenbeete;
Sie malt den Schmetterling;
Nichts achtet sie gering.
Vom Bogen in den Lüften
Zum Steinchen in den Klüften,

Zur Muschel tief im Meer
Blieb nichts von Schönheit leer.
Und Sänger sollten nur
Den Flug zur Sonne nehmen,
Sich kleiner Lieder schämen,
Indessen die Natur
Der Anmuth holde Spur
In Berg und Thäler drücket;
Das Große prachtvoll schmücket,
Und Farben, hell und zart,
Dem Kleinen aufbewahrt?

Ihr Thoren, immer blicket
Auf unser Spiel herab,
Das Andern Freude gab!
Wir lachen eures Spottes;
Was Menschenfreude mehrt,
Ist selber eines Gottes
Und seiner Schöpfung werth.

Lied einer Mutter.

Schließ' die Aeuglein, holder Kleine!
Schlafe sicher mir im Arm!
O dein Bettlein macht dir keine
Je so weich, so liebewarm;
Mutterliebe wiegt dich ein;
Mutterküsse warten dein.

Unter tausend, tausend Küssen
Aufgewacht, an's Herz gedrückt,
Möchtest du nur einmal wissen,
Wie dein Lächeln mich entzückt!
Engelunschuld lacht mich an:
Offen ist der Himmel dann!

Wohl dem Herzen voller Treue,
Das sich Alles darf gestehn!
Kleiner Engel! ohne Reue
Kann ich dir in's Auge sehn.
Immer, immer lächle so!
Nur die Unschuld macht uns froh!

Lied des Orpheus,

als er in die Hölle ging.

Wälze dich hinweg, du wildes Feuer!
Diese Saiten hat ein Gott gekrönt;
Er, mit welchem jedes Ungeheuer,
Und vielleicht die Hölle sich versöhnt.

Meine Saiten stimmte seine Rechte,
Fürchterliche Schatten, flieht!
Und ihr winselnden Bewohner dieser Nächte,
Horchet auf mein Lied!

Von der Erde, wo die Sonne leuchtet
Und der stille Mond,
Wo der Thau das junge Moos befeuchtet,
Wo Gesang im grünen Felde wohnt;

Aus der Menschen süßem Vaterlande,
Wo der Himmel euch so frohe Blicke gab,
Ziehen mich die schönsten Bande,
Ziehet mich die Liebe selbst herab.

Meine Klage tönt in eure Klage;
Weit von hier geflohen ist das Glück;
Aber denkt an jene Tage,
Schaut in jene Welt zurück!

Wenn ihr da nur einen Leidenden umarmtet,
O so fühlt die Wollust noch einmal;
Und der Augenblick, in dem ihr euch erbarmtet,
Lindre diese lange Qual!

O ich sehe Thränen fließen!
Durch die Finsternisse bricht
Nun ein Strahl der Hoffnung; ewig büßen
Lassen euch die guten Götter nicht!

Götter, die für euch die Erde schufen,
Werden aus der tiefen Nacht
Euch in selige Gefilde rufen,
Wo die Tugend unter Rosen lacht.

Staatl. Bibliothek Passau

Die Krone und die Nachtmütze.

Auf einem Marmortische lag,
Verkündigend den Gallatag,
Frühmorgens eine Königskrone
Und neben ihr des Königs Mütze. — Wie?
Hub jene zürnend an, mit stolzem, bitterm Hohne:
Du wagst dich her, wo deines gleichen nie
Das Sonnenlicht beschien? Genug schon, daß im stillen,
Verborg'nen Schlafgemach dir ein Monarch erlaubt,
Incognito sein hohes Haupt,
Dieweil er schlummert, einzuhüllen!
Gedenke, was du bist! — Ich bin,
Erwiderte die Nachbarin,
Zu des Regenten Ruhm und deiner eignen Ehre
Nicht so entbehrlich, als du meinst.
Um dich herum, wenn du erscheinst,
Versammeln sich gedrängte Jubelchöre;
Die Menge staunt; und ach! zu bald vergißt
Ein König, daß er Mensch wie andre Menschen ist.
Ich aber sag' ihm gern auf seinem Ruhekissen,
Mit ihm in stummen Finsternissen
Allein, die große Wahrheit vor;
Und hört mich sein verwöhntes Ohr,

Dann huldiget im Fürstensohne
Das treue Volk dem Manne, den es liebt.
Dann freue dich! ein neuer Glanz umgibt
Die heiliger gewordne Krone.

Der junge Biber.

Ein reges Bibervölkchen baute
Das dritte Stockwerk auf sein Haus;
Der jüngsten einer nur saß unbewegt und schaute
Mit trüber Stirn in's weite Feld hinaus.
Warum so müßig? sprach ein alter, weiser Biber:
Was kümmert dich? Frisch angefaßt!
Dann gehn die Grillen bald vorüber.
Die gute Laune weicht von dem, der Arbeit haßt.

Meinst du, ich scheue sie? versetzte
Der andre: Müßiggang ist mir die größte Pein,
Und wahrlich bin ich nicht der letzte,
Wo etwas Löbliches begonnen wird; allein
Das Werkchen dünkt mich gar zu klein.
Wie könnt' es einem Freude bringen,
Wenn man, sich höher aufzuschwingen,
Den mächt'gen Trieb im Busen nährt?

O siehe dort, an jenen Felsenwänden,
An jener stolzen Burg die Kunst von Menschenhänden;
Ein solcher Bau ist seines Kranzes werth.
Zur Wolke steigen sie empor, die kühnen Lasten!
Muß da nicht mit beschämtem Blick
Ein Biber auf sein Meisterstück
Herunter sehen? — Ja! Phantasten,
Gab ihm der alte zum Bescheid,
Wie du, die keine Stunde rasten,
Und dennoch müßig gehn, weil, mit sich selbst entzweit,
Sie nur, was die Natur verbeut,
In ihrem Eigendünkel wollen,
Das aber nicht thun, was sie sollen.
An unsre Hütten hast du noch
Dich nicht gewagt, und träumest doch
Von Schlössern, hochgethürmt, die an den Himmel reichen.
Fang' an, mit deiner Kunst den Brüdern dich zu weihn;
Denn, wär' es dir vergönnt, den Menschen je zu gleichen,
So müßtest du zuvor der beste Biber seyn.

Der Storch und die Lerche.

Auf einer alten Eiche saß
Im sichern, dornumzäunten Neste
Ein Storch; sein helles Auge maß
Die Felder weit umher, als unter ihm die Aeste
Sich plötzlich regten, Laub und Gras
Und Aehre lispelnd an zu wogen,
Der Tanne Wipfel an zu rauschen fing,
Gesenkte Wolken schneller zogen,
Und über Bergen schon ein nächtlich Dunkel hing.
Und lauter wird's im Thal; es heulen
Die Wälder, die der Sturm zerbricht;
Geschwunden ist das letzte Dämmerlicht,
Der Himmel selbst; mit Angstgeschrei erfüllet
Das Wild den bangen Forst; der Stier der Weide brüllet;
Entflohne Hirten treibt das Schrecken vor sich her;
In keinem Busche weilt das Volk der Lüfte mehr.

Den Aufruhr aller Elemente
Sah unser Storch mit der gewohnten Ruh';
Auch eilten seiner Burg die kleinern Vögel zu,
Als ob den Flüchtling da kein Unfall treffen könnte.
Ihr Hoffen trog sie nicht; dem hundertjähr'gen Haupt
Der Eiche ward kein Blatt geraubt,
Und freundlich überstrahlt, so bald die Winde schweigen,
Das unversehrte Nest ein stilles Abendroth.

Wie hüpfen nun die Sänger auf den Zweigen
Des Baums, der ihnen Rettung bot!
Ein jeder preiset sein Geschick,
Und kehrt mit lautem Sang in seinen Wald zurück.

Nur eine Lerche blieb und fragte:
Was konnte, Vater Storch! indessen Alles zagte,
So mächtig deinen Muth erhöhn?
Den kühnen Reiger selbst, ihn hat man zittern sehn.
Auch ich, erwidert unser Held,
Ich war nicht immer der Beherzte,
Dem sich umsonst die Wetterwolke schwärzte;
Heut' aber schien die weite Welt
Zu ihrem Ende sich zu neigen;
Und ist es nicht, sogar dem Feigen,
Ein Trost, wenn er am Ziele steht,
Daß mit ihm Erd' und Himmel untergeht?

Dies wäre Trost? versetzt' die Lerche;
Vielleicht für hocherfahrne Störche;
Für kleine Liedersänger nicht.
Mir lindert einst den Tod die süße Zuversicht,
Daß hier, wo Haine mich und Fluren überleben,
Nach mir die Lerchen noch sich liebend Antwort geben.
Noch manche sich dem Waizenfeld entschwingt,
Dem späten Wandersmann Vergessenheit der Sorgen
Und Pflügern oft am frühen Morgen
Aus heitern Lüften Freude singt.

Der Sperling.

Eine Romanze *).

Was flattert da? was eilet,
Zur Zeit der Ruh',
Von Winden laut umheulet,
Dem Fenster zu?
Ist's meine Lerche? Hat vielleicht
Das Nachtgewitter sie gescheucht?

Verletze nicht die Flügel!
Komm', gutes Thier!
Geöffnet sind die Riegel;
Komm' näher mir! —
Ein Sperling? nur ein Sperling? Wer,
Du Abenteurer, wies dich her?

---

*) Als ich die Fabel: der Storch und die Lerche, eben vollendet hatte und über der Nachtmahlzeit mit den Meinigen davon sprach, zog ein heftiges Donnerwetter herauf, während dessen ein Sperling, der dem Lichte nachgeflogen war, Schutz bei mir suchte. Das sonderbare Zusammentreffen der Umstände mußte nothwendig mich überraschen, und die Erscheinung erhielt durch ihre Aehnlichkeit mit dem Inhalte der Fabel ein gewisses Interesse. So entstand dieses Gedicht.

Wenn hier ein Dichter wohnet,
Der selbst umringt
Von Freuden, gern verschonet,
Was lebt und singt,
So zähltest du doch sicherlich
Nie zu den Virtuosen dich.

Indeß der Lerche Triller
Empor sich hebt,
Der Sang des Hänflings stiller
Dem Busch entschwebt,
Wodurch erwirbst du gleiches Recht?
Was adelt dich und dein Geschlecht?

Daß euch, nach Dichtersagen,
Mit eigner Hand
Ein Amor an den Wagen
Der Venus spannt?
Die Venus, die mit Spatzen fährt,
Ist nur gemeiner Lieder werth.

Ihr tönt aus Myrthenlauben
Das beſſ're Lied,
Wenn ein Gespann von Tauben
Die Göttin zieht,
Von Tauben, die der Unschuld Hain
Durch ihre Küsse nicht entweihn.

Wohl lebt im Grabe länger,
Als mancher Held,
Der Sperling, dessen Sänger

Noch jetzt gefällt;
Allein, was lobt die Muse nicht,
Wo Liebe süßen Lohn verspricht?

Catull stimmt seine Leier
Zur Klage da;
Ihm wird ein Sperling theuer;
Denn Lesbia
Hat sich um ihren kleinen Freund
Die schönen Augen roth geweint.

Rühmt auch ein Minnesinger
Der spätern Zeit,
Daß spielend euch den Finger
Sein Mädchen beut? *)
Den wilden, schlauen Kirschendieb
Hat unter uns nicht Eine lieb.

Zwar eure Diebereien,
Die sollten wir
Am willigsten verzeihen;
Wo fändet ihr
Ein eignes Feld, da Berg und Thal
Uns nicht genügt zum Schwelgermahl?

Wir holen aus den Lüften,
Mit Netz und Blei,

---

*) Cui primum digitum dare adpetenti
Et acres solet incitare morsus.
Catull.

Aus Meer und Felsenklüften
Uns Raub herbei;
Warum denn wird ein Körnchen Saat,
Das ihr uns nehmt, zur Frevelthat?

Wer ist es, dem ihr büßen
Die Sünde sollt?
Er, den die Vögel grüßen
So lieb und hold,
Der aber ohne Reue würgt,
Was friedlich sich im Neste birgt?

Der ihre Brut entwendet
Der Nachtigall,
Des Finken Auge blendet,
Und überall,
Wo sich im Laub ein Pärchen regt,
Betrügrisch lockt und Schlingen legt?

Bleib', armer Spatz, verweile
Bis morgen hier!
Mein sichres Obdach theile
Ich gern mit dir;
Des Gastrechts unverjährten Brauch
Halt' ich dem kleinsten Sperling auch.

Und bist du gleich nicht zünftig
Im Sängerchor,
So zwitschre mir doch künftig
Dein Liedchen vor,

Das mich durch keinen Mißlaut stört,
Weil dich's Natur und Freude lehrt.

Oft hat, wenn auf den Zweigen,
Mit Schnee bedeckt,
Die Vögel alle schweigen,
Es mich geweckt;
O zwitschre fort! Du singst mir gut
Genug; doch sey auf deiner Hut!

Geheime Tücke warten,
Die Flinte wacht;
Vor meines Nachbars Garten
Nimm dich in Acht!
Gib nicht, mit leichtem Sperlingssinn,
Dein Glück für eine Kirsche hin!

An die Nacht.

Bist du nicht mehr dem Sänger hold?
Was that ich, traute Nacht?
Hab' ich dich je für schnöden Sold,
Für eitles Lob durchwacht?

Du hörtest mich: Die Laute klang
Oft bis an's Morgenroth;
Doch Freunden nur und Mädchen sang
Sie, was mein Herz gebot.

Vom Nachruhm blieb ich unbethört;
Um seinen Flitterschein
Gab ich, am sorgenlosen Herd,
Nicht einen Becher Wein.

Was sollte mir im öden Reich,
Wo die Verwesung haus't,
Sein Heroldsruf, dem Winde gleich,
Der über Grüfte saus't?

Des Marmors Inschrift, welche kaum
Ein flücht'ger Pilger liest,
Gewährt sie Todten einen Traum,
Der ihren Schlaf versüßt?

Für Andre glänz' am dunkeln Ziel
Der späte Dichterlohn,
Der Lorbeer! meinem Saitenspiel
Entlockt er keinen Ton.

Wenn aber mir ein Freundeskreis
Zum Kranze Rosen beut,
Und die zufried'ne Muse leis'
In's Ohr mir prophezeit:

Dein Lied — es wird nicht untergehn!
Der Engel singt es nach:
O dann erquickt, wie Frühlingswehn,
Mich, was die Muse sprach;

Nicht, weil des Ruhms Posaunenschall
Aus weiter Ferne klingt;
Mir lohnt es, wenn der Wiederhall
Des Liedes Freude bringt.

Denn stets war ich dem Völkchen gut,
Das ich auf Erden fand;
Ging meinen Weg mit leichtem Muth,
Und knüpfte manches Band;

Sah unter Menschen Sonn' und Stern'
Am blauen Himmelszelt,
Sah Laub und Blüthen, weilte gern
In dieser Gotteswelt;

Und möchte noch den Menschen nah'
Im kühlen Grabe seyn,
Noch ihnen singen, was ich sah,
Noch rühmen Quell und Hain;

Mit ihnen theilen jede Lust
Am goldnen Maientag,
Entfesseln des Beklemmten Brust
Durch hellen Lautenschlag;

Noch lehren, unter'm Dach von Moos
Der Einfalt Werth verstehn;
Erzählen, welch ein kleines Loos
Mir fiel, und doch wie schön;

Wie schön durch häuslich stilles Glück,
Durch mäßigen Genuß,
Durch meiner Gattin Wort und Blick,
Durch meines Knäbleins Kuß.

O tönt, wenn ew'ge Nacht mich deckt,
Wenn nicht der Liebe Wort,
Der Unschuld Kuß mich ferner weckt,
Ihr Saiten, tönet fort.

Und hier, wo sich mein Geist erhob
Im preisenden Gesang,
Hier sagt dem Himmel noch mein Lob,
Der Erde meinen Dank!

Sehnsucht.

Was hab' ich, gutes Mädchen!
Als jenes kleine Feld
Um dein geliebtes Städtchen,
Mir eine ganze Welt?
Der andern acht' ich wenig,
Da traur' ich, wie verbannt!
Dein König ist mein König,
Dein Land mein Vaterland.

Die ersten grünen Haine
Sind dort, wo Liebchen geht;
Die Luft ist hier erst reine,
Die sich um sie gedreht.
O wann begrüß' ich wieder
Dein Städtchen, meine Welt,
Und höre Lerchenlieder
Auf deinem kleinen Feld?

Und sehe Morgenschimmer
Bei dir, und hellen Tag?
O denke nur, daß immer,
In jedem Glockenschlag

Des Wiedersehns Minute
Durch meine Seele schallt,
Weil ach! in deinem Blute
Mein eignes Leben wallt!

Geist

aus den philosophischen Werken

von

Friedrich Heinrich Jacobi.

Biographie des Verfassers.

Friedrich Heinrich Jacobi.

Geboren 1743. Gestorben 1819.

In dem Kranze ausgezeichneter Individualitäten, der sich um die Grenzscheide des vergangenen und gegenwärtigen Jahrhunderts zieht, glänzt F. H. Jacobi in edler Blüthe des Geistes. Nicht anders als zeitgemäß kann die Erinnerung an ihn erscheinen; denn wohl erst jetzt möchten wir ihn gebührend zu würdigen im Stande seyn. —

Fr. H. Jacobi, der zweite Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns zu Düsseldorf, ist geboren den 25. Januar 1743. Von seinem Vater für die Handlung bestimmt, kam er im sechzehnten Jahre als Lehrling in ein Handlungshaus nach

Frankfurt am Main. Aber der Mechanismus seines Berufs — der sich im Hause seines Prinzipals in der widerlichsten Form äußerte — ekelte ihn dergestalt an, daß er seinen Vater bat, ihn nach Genf zu einem Freunde zu thun, der hohe wissenschaftliche Bildung mit einem glänzenden Namen als Geschäftsmann vereinigte.

In Genf wurde dem wißbegierigen Jüngling der berühmte Le Sage erst Lehrer, dann zugleich väterlicher Führer und Freund. Im Zutritt zu den ersten Häusern dieser lebensreichen Handelsstadt lernte er Anstand und feine Weltsitte. Zugleich bildete er durch Schwimmen, Reiten und andere Uebungen die Schönheit der Gestalt zur kraftvollen Anmuth aus.

Zwanzig Jahre alt, reich an Bildung des Geistes und des Körpers, kehrte Jacobi in seine Vaterstadt zurück. Zwei Jahre später vermählte er sich, nachdem er Haus und Handlung übernommen, mit Betty von Clermont aus Vaels bei Aachen, einer mit allen Gaben der Natur und Erziehung geschmückten Braut. Von der „Herrlichen Niederländerin," wie sie Göthe nennt, gesteht Jacobi (in einem Briefe an Hamann), daß er nie erblickt, was ihr an Reinheit des Herzens und Größe der Seele, an Liebe, Treue und himmlischem Wohlthun gleich war. Jacobi's Glück wurde durch die glänzendste öffentliche Anerkennung seiner Verdienste erhöht. Der kenntnißreiche Kaufmann wurde in den Rath des Fürsten gezogen — zum Mitglied seiner Hofkammer, später zum Geheimen Rathe ernannt. Er gab seine Handlung auf, und lebte von dieser Zeit seinem Berufe, den Wissenschaften und der Pflege der anziehendsten Bekanntschaften mit sämmtlichen, damals lebenden ausgezeichneten

Geistern seines Vaterlandes. Sein Haus galt bald als das beste Düsseldorfs. Behaglichkeit und Anmuth, und jede Tugend, die im Bunde mit seiner Bildung ist, waren hier einheimisch. Ein anmuthiger Landsitz im nahen Pempelfort war in der schönern Jahreszeit Jacobi's Lieblingsaufenthalt. Da zogen sich um eine heitere, freundliche Wohnung blühende Gärten, wo grünende Plätze, mit Orange- und Myrthenbäumen besetzt, schattige Ulmen, exotische Gewächse, rieselndes Wasser, Blumen und Gesträuche in lieblicher Mannichfaltigkeit wechselten.

Und hier dachte, hier schrieb Jacobi, zum Theil unter Bäumen, die er pflegte, seinen Allwill, seinen Woldemar; hier, in diesem heitern Aufenthalt, wo etwas Freies und Seliges waltete, hier entfaltete sich gar bald der Charakter des gebildetsten Familienvereins vor den Augen des Gastes, und er konnte, wie Göthe sagt, gar bald bemerken, daß ein weiter Wirkungskreis von hier ausging und anderwärts eingriff. Denn welcher Hervorragende unter den Gelehrten und Künstlern der damaligen Zeit hätte nicht mit Fritz Jacobi in Verbindung gestanden? Welcher, wenn ihm zu reisen vergönnt war, nicht irgend einmal die Süßigkeit der Pempelforter Gastfreundschaft geschmeckt? Und wie viele emporstrebende Jünglinge richteten damals so gern ihre Blicke nach Düsseldorf und Pempelfort, und freuten sich des lebendigen, anziehenden, reichen Bildes, das ihr Umgang mit den berühmtesten Universitätsgelehrten ihnen nicht gewähren konnte. Denn wie jede bedeutende Erscheinung der Literatur in diesem Zirkel sogleich beobachtet, vielseitig und heiter besprochen, beurtheilt wurde, so trugen auch Jacobi's Schriften ganz den Charakter einer edlen, geistreichen Conversation.

Und eben das gab ihnen ihren eigenthümlichen Werth, ihre weit sich verbreitende Wirkung, daß ihr Verfasser, außerhalb der Betreibung der Wissenschaften stehend, aus innerem Bedürfniß und im Tone lebendiger Unterhaltung schrieb. Dazu redete er fast immer mit Affekt, denn auch in seiner Seele brannte jenes dämonische Feuer, welches in der damaligen Periode die Edelsten ergriff. Bei ihm sprach es sich aus in eigenthümlicher Richtung gegen das Uebersinnliche. Ja, von seiner zartesten Jugend an, und schon in seiner Kindheit, war es ihm ein Anliegen, sich über seine Fortdauer nach dem Tode Ueberzeugung zu schaffen. — Ich ging noch im polnischen Rocke — erzählt Jacobi in den Briefen über die Lehre des Spinoza — da ich schon anfing, mich über Dinge in der andern Welt zu ängstigen. Und in einem Briefe an Hamann findet sich über Jacobi's anziehende Persönlichkeit folgendes Selbstbekenntniß:

„Weil ich fast immer mit Affekt handle und rede, so handle und rede ich darum nicht immer aus Affekt. Die Menge tiefer Leiden hat mein Inneres zu einer eigenen Art von Unterthänigkeit zerknirscht. Nicht daß ich mir Gefühle geben und nehmen, sie nach eigner Willkür schwächen oder verstärken könnte, sondern mir ist nur eine Fähigkeit und Fertigkeit geworden, gewissermaßen keine Notiz von ihnen zu nehmen, und ihnen zuzusehen, als wenn sie nicht zu ihnen gehören. Was für sonderbare Contraste dieses erworbene Phlegma (wovon auch schon der Keim in einem angebornen Tiefsinn lag), mit einem Feuer, wovon ich noch nicht das Mindeste verloren habe, machen muß und ihr gegenseitiges Spiel mit einander, können Sie ungefähr sich vorstellen. Mit lauten,

brausenden, unruhigen Menschen — mit auffahrenden (es sey in Begierde oder Abscheu, Liebe oder Haß) kann ich ohne Ueberwindung nicht umgehen. Verschlossene Menschen kann ich nicht lieben, weil ich selbst im höchsten Grade offenherzig bin. Unter allen Affekten bin ich zur Rachsucht am wenigsten, und zum Unwillen am meisten geneigt. Aber geneigt ist nicht das rechte Wort, sondern Unwille und Ekel ist das, was ich am stärksten, und Rachsucht, was ich am schwächsten empfinde. Uebrigens bin ich durchaus so beschaffen, daß ich von dem Schönen und Guten weit mehr, als von dem Häßlichsten und Bösen gerührt werde, folglich auch jenes mehr suche, als diesem aus dem Wege gehe."

Je frühzeitiger und mächtiger sich in Jacobi der Trieb zur metaphysisch-religiösen Betrachtung entwickelte, je heißer sein hoher Geist in dem Streben erglühte, Poesie, Glauben und Philosophie mit einander zu vereinigen, in demselben Grade schied er sich ab von den Lehren der philosophirenden Vernunft, von deren Systemen er behauptete, daß sie, strenge durchgeführt, alle in Unsinn oder Fanatismus sich verlören. Durch seine „Briefe über Spinocismus" (Breslau 1784), sein Werk wider Mendelssohn, seines entschiedendsten Gegners, Beschuldigungen, in Betreff dieser Briefe, durch die Schrift „David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus (Breslau 1787) durch sein berühmtes „Sendschreiben an Fichte" (Hamburg 1799), Schriften, mit denen er mit tiefstem philosophischen Scharfsinn alle Mängel der damaligen Systeme der Vernunftphilosphie aufdeckte, machte Jacobi das ungeheuerste Aufsehen, erwarb er den Ruf des größten damaligen Denkers. Tiefe und Klarheit der Re-

flexion im Gewande der üppigsten, kräftigsten Darstellung, die seine Werke füllenden trefflichen Schilderungen der Natur und des menschlichen Herzens, die Lebendigkeit und Innigkeit des Gefühls und die Fähigkeit, sich über die abstraktesten Dinge und Begriffe mit unnachahmlicher Anmuth, Klarheit, Sicherheit und bewunderter Kühnheit auszudrükken, verschafften ihm den Namen des Deutschen Plato.

Trotz aller dieser Trefflichkeiten ward nicht leicht ein Schriftsteller von seinen Zeitgenossen so verschieden beurtheilt, als eben Jacobi. — Seine Gegner nannten ihn gewöhnlich den Halbphilosophen, dessen Unklarheit sich nur in dem Tone der Ueberspannung äußern könne, einen Mann, der mit der Philosophie wie mit dem Glauben zerfallen, in der Vermengung beider, beide zu vernichten strebe. Natürlich, daß bei Jacobi's ganz eigenthümlicher Denkart, die ihn von allen philosophischen Schulen, so zu sagen, ausstieß, und ihn, isolirt, allen damals herrschenden Systemen als Gegner gegenüber stellte, selbst die ersten Denker der Nation manchmal dem blinden Haß die Zügel schießen und ein schielendes und ungerechtes Urtheil gegen den Mann verlauten ließen, der mit kritischem Geiste alle Gebrechen und Schwächen der damaligen Denkweise ergründete, und sie mit seiner furchtbaren Polemik, mit der hinreißendsten Beredtsamkeit des Unwillens und des Abscheus über den Haufen warf. Aus diesem Verhältniß sind die Aeußeruugen seiner Hauptgegner, Mendelssohn, Kant, Fichte und Schelling über ihn zu beurtheilen, und vorzüglich führte er mit letzterem einen langen und höchst erbitterten Kampf, zu dem Jacobi's Werk: „von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung" die besondere Veranlassung ward.

Nicht zu leugnen ist, daß Jacobi's Denkweise mit den zunehmenden Jahren immer härter wurde, daß sich seine Ueberzeugungen allmählich in wichtigen Dingen änderten, und ihn dem Angriffe seiner Gegner zugänglicher machten. — Der langjährige Kampf hatte ihm die Unhaltbarkeit so mancher seiner Lieblingstheorien bewiesen, hatte so manche Zweifel in seiner Seele geweckt, über Dinge, wegen deren er Zweifel früher nie empfunden hatte, und seine ursprüngliche Neigung für die religiöse Ansicht führte ihn immer mehr dem Gebiete des unbedingten Glaubens zu, und am Abende seines Lebens suchte er blos in der absoluten Hingebung in die Gnade Gottes, in den Lehren der geoffenbarten Christusreligion Beruhigung und Trost. — Und kaum, daß dieser edelste Wahrheitsforscher am Rande des Grabes noch so viel fand, um sich nicht selbst zu verlieren! Rührend, erschütternd sind seine Geständnisse, bewahrt in den Briefen an seines Herzens Vertrauteste. —

Jacobi — er starb als sechs und siebenzigjähriger Greis am 10. März 1819 — gehört für alle Zeiten unter die hervorragendsten Denker unseres Volks, zu den edelsten Menschen, die jemals gelebt haben. Seine Schriften sind eine Fundgrube der herrlichsten Schätze, die er aus dem innersten Leben zu Tage gefördert. Sie sind ewiger Gewinn für die Menschheit in ihrer höchsten, heiligsten Beziehung.

Gesammelt erschienen die Werke Jacobi's bei Gerhard Fleischer in Leipzig in 6 Octavbänden. Sein Briefwechsel, der Schlüssel zu dem größern Theil seiner Schriften, ist von Friedrich Roth 1825, in zwei Bänden, in demselben Verlage herausgegeben worden.

Fragmente.

Philosophie ist ein inwendiges Leben. — Ein philosophisches Leben ist ein gesammeltes Leben. Durch wahre Philosophie wird die Seele still, zuletzt andächtig.

Philosophiren ist ein Bemühen, aufwärts zu fahren den Strom des Daseyns und der Erkenntniß bis zu seiner Quelle.

Aus Nachsinnen entsteht Philosophie, die ein Rückweg der Ueberlegung ist bis zum Anfange. Wer sich jedes Rückschrittes im Nachsinnen bis zum Anfange bewußt ist, und nun wieder dahin zurück geht, wo er sich zuerst gestellt hatte, hat eine Philosophie erfunden.

Weil der Mensch in Widerspruch mit sich selbst geräth, darum philosophirt er. Er verliert auf unzählige Weise den Zusammenhang seiner Wahrheiten, d. h. sie gerathen ihm mit einander in Widerspruch, vertilgen sich gegenseitig. Hier tritt das Gesetz der Stärkeren ein. Aber die Stärke der einen Wahrheit ist nicht die Stärke der andern, sie haben nicht einerlei Kraft — Wahrheit ist Klarheit. — Was nun im höheren und höchsten Grade positiv sey, darüber ist der Streit. Dem einen Menschen erscheint das positiver, dem andern jenes. Ja in demselben Menschen kann heute dies positiver seyn, morgen ein anderes. — Geschieht dies häufig, so geräth der ganze Verstand des Menschen in Verwirrung; er findet nirgends, woran er sich standhaft halten könne.

Es ist ein wunderliches Vorgeben, daß man die Wahrheit ganz uneigennützig suche. Der Mensch sucht sie uneigennützig, wie man vom Thiere sagen könnte, daß es uneigennützig sein Futter suche, blos zu Folge eines Triebes. Der Mensch sucht Wahrheit, weil ihn die Unwahrheit tödtet, hernach, weil er seinen besten Empfindungen und Wünschen einen Grund sucht; er will zur Quelle hin des Guten, des Schönen, der Wahrheit und des Lebens.

Was heißt: man soll die Wahrheit nur um ihrer selbst willen suchen und ihr Alles aufopfern? Ist es ein Gebot des Instinkts, oder sehe ich Etwas, wonach ich strebe? — Die Absicht der Philosophie, sagt man, ist blos Selbstverständigung. So erscheint es in der Reflexion. Ihr Ursprung aber ist, daß uns ein Widerspruch entsteht, daß wir doppelt sehen, daß eine Wahrheit uns genommen wurde, die wir wieder haben wol-

len; wir sehen uns um nach der Wahrheit, die uns entfloh. Einen ursprünglichen bloßen Vorwitz gibt es nicht, wohl aber ein ursprüngliches Interesse. — Wir finden uns in der Wahrheit, und werden nur allmählig gewahr, daß wir sie nicht ganz besaßen.

Von denen, welche sich rühmen, daß sie die Wahrheit suchen, blos um der Wahrheit willen, suchen die Mehresten nur ein System; und wenn sie nur irgend eins gefunden haben, so sind sie zufrieden.

Wie auffallend ist es nicht geworden, daß philosophischer Dogmatismus und Parteigeist nicht weniger hitzig, ansteckend, polternd und brausend sey, als der priesterliche! Wie auffallend, daß jener Fanatismus noch ungerechter, tückischer und grausamer — sein Aberglaube noch blinder und hartnäckiger mache als dieser!

Im Reiche der Wahrheit wird durch Krieg selten viel gewonnen; treuer Fleiß eines Jeden in dem Seinigen, und freiwilliger, ehrlicher Tausch wäre auch hier das Förderlichste, Beste. Wozu der böse Eifer gegen Mangel und Erkenntniß? — Anstatt ihn bloß zu stellen und mit Hohn zu strafen, diesen Mangel, der dich ärgert, hilf ihm ab durch Gabe! Durch Gabe wirst du

dich als den, der mehr hat, zeigen und dem Mangelnden beweisen. Wahrheit ist Klarheit und bezieht sich überall auf Wirklichkeit, auf facta. Wie es unmöglich ist, daß einem Blinden, so lange er blind ist, durch irgend eine Kunst Gegenstände sichtbar werden, so ist es ebenfalls unmöglich, daß ein Sehender bei'm Lichte sie nicht wahrnehme und von selbst unterscheide. Aber wir fordern vom Irrthume, als wenn er die Wahrheit wäre, daß er sich selbst sehe, sich selbst erkenne; und wir fürchten uns, als ob er auch stark wäre wie die Wahrheit. Kann wohl Finsterniß in das Licht dringen, und ihm seine Strahlen löschen? In die Finsterniß hingegen dringt das Licht, und macht sie offenbar, indem es sie zum Theil erleuchtet. Und wie allein durch die Sonne Tag wird, so wird auch allein durch die Sonne Nacht.

Wenn Altes untergeht und Neues aufkommt, so entsteht eine andere Mischung von Wahrheit und Irrthum, von Gutem und Bösem. Die beste Mischung — wer kann sie bestimmen?... Zuverlässig ist dies Eine: daß der Mensch — überhaupt nur in dem, was er für wahr hält, leben und mit dem, was ihm gerecht scheint, sich vereinigen, Friede damit halten kann. Der Tod widersteht ihm weniger, als das auffallende Ungereimte. Jener droht ihm nur, wie etwas außer ihm, äußerliche Zerstörung; Jenes will ihn in ihm selbst, im Innersten des Lebens tödten.

Dies mag Jeder, der auf die Meinungen seiner Zeitgenossen Einfluß haben will, wohl zu Herzen nehmen. Er lerne zuerst diese Meinungen ganz verstehen, welches sehr schwer ist. Hernach fasse er den Muth, der Meinung, mit welcher er sich be-

fassen will, wie gefährlich sie ihm auch scheinen möge, in Allem, was sie Gegründetes hat, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir müssen denen, bei welchen wir uns, um sie zurecht zu weisen, Gehör verschaffen wollen, vor allen Dingen erst beweisen, daß wir uns ganz in sie hineinzudenken und zu fühlen wissen. Können wir dieses nicht, vernachlässigen wir es, so erregen wir nur Unwillen, erbittern, machen das Uebel ärger. Sie hören uns aber gewiß und gewähren uns bald ihre ganze Aufmerksamkeit, wenn wir ihnen darthun, daß wir sie in ihren Meinungen und Anliegen nicht allein vollkommen verstehen, sondern noch mehr als sie selbst dafür zu sagen wissen. Sie werden alsdann geneigt, sich mit uns noch weiter eines Besseren zu besinnen; und das ist genug, ja alles Mögliche. Eine einmal erworbene klare Einsicht aufzugeben, darf und soll man keinem Menschen zumuthen; wohl aber, daß er sich die Mühe nehme, seine Einsichten noch mehr zu erweitern, seine Begriffe vollständiger und überall zusammenhängend zu machen.

Sittlichkeit und Religion stehen und fallen mit keinem philosophischen System, mit keiner zufälligen Denkungsart eines Zeitalters. Vorstellungsarten und herrschende Systeme — überall weniger Ursache als Wirkung des Geistes der Zeit, den sie jedesmal nur offenbaren, darstellen, freilich auch entwickeln und befördern — gehen auf und gehen unter vor dem unveränderlichen Geiste der Wahrheit, den sie weder leiten noch verführen können. Laßt uns auf die Stimme, auf die Winke dieses Geistes merken und nicht hadern. Besserer Rath, sagt ein altes deutsches Sprüchwort, kommt über Nacht!

Es ist eitel Prahlerei und Heuchelei mit Unverstand, wenn Jemand versichert, in Absicht aller Meinungen, diejenigen, welche intolerant machten, allein ausgenommen, tolerant zu seyn. Denn ein solcher sagt damit entweder: Er sey vollkommen gleichgültig gegen alle Wahrheit und finde nur die Meinung von dem hohen Werthe derselben und dem Vorzuge einer Ueberzeugung vor der andern unerträglich; oder er redet Unsinn. Was nicht widersteht, besteht auch nicht: jedes Widerstehen aber ist zugleich ein Angreifen. Was widerstehend besteht, schließet aus. Ausschließend ist jedes Leben, jedes individuelle Daseyn, jedes Eigenthum; und für Alles dieses darf und soll man wider den Angreifenden feindlich streiten, weil es seiner Natur nach nur ausschließend und kriegerisch besessen werden kann. Mit Recht aber behaupten wir eifriger und nachdrücklicher als Gut und Blut eine innere Ueberzeugung, die wir nicht aufgeben können, ohne unsere Vernunft, unser persönliches Daseyn mit aufzugeben; denn wir Alle nennen Vernunft, was uns in uns selbst gewiß macht, was mit höchster Gewalt in uns bejaht und verneint. Ohne Gewißheit keine Vernunft, ohne Vernunft keine Gewißheit. Wer, dies erkennend, jedem seiner Mitmenschen, wie sich selbst — die Befugniß der Intoleranz zugesteht — der allein ist wahrhaft tolerant; und auf eine andere Weise soll es Niemand seyn; denn eine wirkliche Gleichgültigkeit in Absicht aller Meinungen, da sie nur aus einem durchgängigen Unglauben entspringen kann, ist die schrecklichste Entartung menschlicher Natur. In voller fester Zuversicht allein gedeihen edle Bestrebungen, erheben sich Herz und Geist. Wer jene überall verlor, dem kann nichts mehr wichtig und ehrwürdig scheinen; seine Seele hat die edle Härtung, die Kräftigung des Ernstes verloren. Ein nichtiges Gespenst. — Mir schaudert. — Siehe! Es geht umher und lacht — und lacht!

Setzen wir den Fall, ein Zergliederer untersuchte, nach Sömmering, den Neger, und gäbe von dem, was er gefunden, eine solche Rechenschaft, die zwar ganz queer und leer, aber so beschaffen wäre, daß es am Ende hieße, der Neger wäre dem Europäer nicht ungleich, sondern im Ganzen wohl noch über ihm, und nun kämen die Vorsteher der göttlichen Vernunft des Menschen und priesen die Weisheit, die Frömmigkeit, das philosophische und moralische Verdienst dieser Operation, mit Seitenblicken auf Sömmering's böses Gemüth und unbesonnenen Kunsteifer, und wie man ihn aus Gewissenhaftigkeit herunter setzen und nach höheren Gründen des Rechts ihm ja nicht Recht lassen müsse — würden wir nicht Alle lachen und uns ärgern? — Und wir lachen und ärgern uns nicht, wenn gerade dasselbe in Absicht anderer wichtiger Gegenstände der menschlichen Erkenntniß, ja der wichtigsten von allen geschieht; sehen mit Gelassenheit, wohl gar mit Beifall, Facta, Geschichte, die bündigsten Schlußfolgen und einleuchtendsten Resultate unter die Füße treten, nach einem gewissen Wahn des Nützlichen, und kraft einer mehr als päpstlichen Untrüglichkeit, deren Despotismus und frommer Eifer sich bis zur Seelsorge eines Groß-Inquisitors erhebt. Wollte Gott, ich könnte meinen Unwillen gegen diese sinnlose, thörigte Phantasterei, diese schnöde Selbstvergötterung auch in andern Männern, vornehmlich in solchen bis zur Thätigkeit erregen, die an der rechten Stelle sich befinden, mit Nachdruck dagegen zu wirken, und vor den Augen der Welt einer Weisheit, die aller Erkenntniß und jedem Gebrauch der Vernunft den Weg weisen will, die große Narrenkappe aufzusetzen. Denn kann etwas Verkehrteres, und das mehr empörte, wohl gedacht werden, als eine menschliche Weisheit, die über die Wahrheit selber herrschen, was, wie und wann sie gelten darf, entscheiden will?

Das Geschrei dieser Männer zum Lobe und zum Schutze der Vernunft mag zum Theil ganz unschuldig seyn. Sie glauben in der That, daß ihre Meinung die Vernunft, und die Vernunft ihre Meinung sey. Schwärmer soll man sie darum nicht nennen, da Schwärmerei nur übertriebener Enthusiasmus ist; dieser aber einen wahren Gegenstand voraussetzt. Der Begeisterte für einen nicht wahren Gegenstand, für ein Unwesen, heißt nicht Schwärmer, sondern Phantast. Und das ist der eigentliche Name für dies Geschlecht: sie sind Phantasten. Geschieht es aber, daß der Eifer für ein Hirngespinnst bis zur Predigt seiner Wahrheit und seiner Wunder, ja seiner alleinseligmachenden Religion, den Eiferer entflammt, dann heißt seine Gabe Fanatismus.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!"

Hätten diese Männer Einsicht in das Wesen der Vernunft, wie könnten sie jene Aengstlichkeiten des Aberglaubens fühlen, die nächst der Eitelkeit und Selbstsucht die unmittelbaren Ursachen der Intoleranz und der Verfolgung sind? Hätten sie die Liebe der Vernunft, wie könnten sie in ihre engen Tempel sich vermauern, ihrer Hohenpriesterschaft sie unterwerfen wollen? Aber sie ist ihnen nur das Bild des Götzen, dem sie opfern; in jeder andern Gestalt ein Gräuel, und sie selbst schlagen sie an's Kreuz.

Die Ursache dieses schrecklichen Irrsals ist, daß sie eine Wahrheit, die ihnen subjektiv nur vorschwebt, für eine objektiv erkannte, ja für die einzige halten, und mit der Vernunft sogar verwechseln; oder wie ich eben sagte, und gern wiederhole: daß sie ihre Meinung für die Vernunft, und die Vernunft für ihre Meinung halten. Wahrlich sie sind die Leute, die die Vernunft am Glauben prüfen, darnach allein sie zu= oder absprechen, außerdem von ihr nichts wissen und sich

nicht bekümmern weder um ihr Wesen, noch um ihren Willen. Da erhebt sich dann mittelst einer solchen hypostasirten Wahrheit das angenommene oder eigene System über alle Gerechtigkeit, und der Eigendünkel spricht Orakel aus, die Alles meistern und von Nichts gemeistert werden dürfen; die den Geist in Fesseln schlagen, und das Gewissen irre leiten und verführen.

Wir aber, die eure Meinungen nicht für untrügliche Göttersprüche, und was jene Meinungen euch eingeben, keineswegs für die Vernunft halten, sehen bei dem Fortgange eurer Unternehmungen die größesten Gefahren und möchten lieber selbst dem Stuhle zu Rom, als dem schrecklichen, unter dem Namen der Vernunft gepredigten Dienste eurer Eitelkeit uns unterworfen sehen. Keine Meinung ist gefährlich, sobald ein Jeder die seinige frei sagen darf. Eine jede aber ist es, wenn sie die einzige seyn will und zu einem gewissen Grade der Herrschaft wirklich gelangt. Denn es ist die Natur der Meinung zu urtheilen, sie würde die einzige seyn, wenn es den Menschen nicht an Vernunft mangelte, folglich sie mit der Vernunft zu verwechseln. Oder habt ihr je einen Eiferer gekannt, der geglaubt hätte, nur für eine Meinung, nicht für die Wahrheit und ihre offenbarste Erscheinung zu eifern? Alle berufen sich auf Gründe, Beweise, Evidenz, folglich auf Vernunft.

Wir wünschten daher um eurer selbst willen, daß ihr in euch gehen, und nicht mehr die Vernunft für ein Ding halten möchtet, welches daran erkannt werde, daß es den Menschen eure Meinung beibringe, dessen eigentliches Wesen aber darin bestehe, Alles aus den Fingern zu saugen, oder nur so Gesogenes aufzu-

nehmen. Denn es ist unmöglich, daß diese Vorstellungsart die Zergliederung aushält und auf die Dauer ihren Ruhm behaupte.

Dir fehlt Innigkeit, ein tieferes Bewußtseyn des ganzen Menschen — ein aus diesem tieferen Bewußtseyn hervorgehendes eigenes Vermögen: sich selbst nährender, stärkender, in sich selbst gedeihender Sinn und Geist! Dir fehlt jene stille Sammlung, die ich — verzeih'! — Andacht nennen muß; jenes feierliche Schweigen der Seele vor sich selbst und der Natur; das feste Ansaugen an Schönes und Gutes, welches tief lebendig macht und dadurch unabhängig groß. Es fehlt dir — ein nie verstummendes, eine zweite bessere Seele allmählig bildendes Echo in dem Mittelpunkte deines Wesens.

Wie dumpfen Sinnes, wie erstorben muß der seyn, der seine Neigungen sich aus lauter Moral bilden, der mit lauter Moral sie nach Gefallen unterdrücken kann! Zehnmal besser ist mir da der gutherzige Wildfang, der noch Leben im Busen nährt und Liebe.

Nicht der feurige Sinn und das glühende Herz für sich allein, sondern der starke Geist, der Herz und Sinn nach Gesetzen zu lenken weiß, die Fertigkeit im Entsagen, die Obermacht

des Gedankens über sinnliche Triebe, macht den Menschen achtungswürdig.

Nur die Gedanken, die der tiefste Ernst hervorgebracht und vollendet hat, nehmen eine heitere Form an. Sie machen den Menschen fröhlich. Dies ist das Geheimniß der sokratischen Ironie. Darum ist auch der Sinn für wahrhaft sokratische Ironie so selten.

Ohne Seelenruhe wird nichts Großes. Wo kleine Leidenschaften an dem Menschen zerren, kann er nur abgebrochen kleine Dinge thun. Selbst wo starke Leidenschaft große Dinge bewirkt, ist eine Art von Stille in der Seele. Alles ist auf dieses Eine gerichtet, und die Seele ruht auf diesem Punkte.

„Heitern Sinn und immer frohen Muth, wenn der Mensch sich dieses geben kann, so gibt er sich das Höchste." — Ja, in Freude erscheint die Wahrheit, in Freude erscheint das Leben. Ihre Bedeutung, ernst und groß, verborgen mit ihr im Triebe, der sich und seinen Gegenstand zuerst nicht kennt, erschallt durch sie als ein lebendiges Wort in unserer Brust, durchdringt jede selbstthätige, sich selbst ausführende und fortbildende Natur:

Ein εὕρηκα, dessen Zeugniß ist: So wahr ich lebe, so wahr ich bin!

Lehre den Unbegeisterten in Raphael's Gemälden ihre Bedeutung, ihre eigentliche Schönheit, ihren Urheber, seine Seele, den Geist des Schöpfers, seine Macht und seine Liebe entdecken und ergreifen. Lehre ihn, wie edle Seelen sich finden, sich unbedingt vertrauen .... Wer das Genie der Liebe und der Tugend hat, der glaubt nothwendig an Gott, an Vorsehung, an Unsterblichkeit. Der Same dieser Begeisterung ist in allen Herzen. Wo er unter Menschen nicht mehr aufginge, ganz erstürbe, würde Alles wüst werden, lauter Tod seyn.

Kann wohl irgend eine Erkenntniß, Tugend oder Schönheit, gestaltlos zu uns kommen, sich uns ohne Offenbarendes offenbaren? — Und das Unmögliche gesetzt: wir empfingen ihren Begriff, würden wir ihn allein, abgesondert von aller Gestalt — diesen anschauungslosen, nichts darstellenden Begriff, in uns ausstellen und bewahren können — würde er in uns etwas seyn, das uns lebendig machte und mit Lebendigem vereinigte?

Aber diese Betrachtungen liegen wohl nicht nahe genug. Ich frage, um näher zu treten und eindringlicher zu werden: Wer besaß je einen Freund, und mochte sagen, er liebe nur seinen Begriff, nicht den Mann mit Namen; der Mann mit Namen sey die Sache nicht; er schade ihr vielmehr durch seine Mängel? — Fände sich Jemand dieser Art, so müßte er seinen Freund, je wahrhafter und uneigennütziger er ihn liebte, mit

desto größerer Gleichgültigkeit in's Grab legen sehen. Er behielte ja den Begriff; könnte sogar an die Stelle des gestorbenen Freundes sich einen andern mit noch größeren Vollkommenheiten, und ohne irgend einen Mangel denken; dieser würde dazu unsterblich seyn!

Nicht so wir gewöhnlichen Menschen. Wir lieben in der Freundschaft den Mann mit Namen; ihn selbst ganz und gar so wie er ist, mit seinen Tugenden und Fehlern; und nicht, wegen ihrer, mit strenger Ueberlegung gerade nur so viel und gerade nur so wenig. Eine Liebe nach Eigenschaften ist im Grunde überall nur eine buchstäbliche, todte — keine herzliche, lebendige, eigentliche Liebe. Die eigentliche, wahre, ächte Liebe, in einer edeln Seele zur Vollkommenheit gediehen, gleicht jener unbedingten nothwendigen und ewigen, womit wir uns selbst lieben, und nicht von uns lassen können. Sie ist im Lebendigen ein zweites, höheres und besseres Leben; sie gibt dem Leben erst den Geist. Wer auf diese Weise: unbedingt, nothwendig, ewig — wie sie das Leben in sich liebt — außer sich zu lieben die himmlische Gabe hat, der liebt erhaben. Er hat, wie Platon sich ausdrückt, Unsterbliches geboren aus göttlichem Samen. Er ist fähig geworden der reinsten Tugend; fähig überschwänglicher Hoffnung, Zuversicht und Wonne. — Er ist Gottes fähig geworden.

Wir erfahren, daß ein Gott ist, so oft sich in uns das Gewissen — unvertilgbar die freie Persönlichkeit bezeugend — übermächtig regt; durch ein göttliches Leben wird der Mensch Gottes inne. Von dieser Seite ist der Weg zur Erkenntniß des Uebersinnlichen ein praktischer, kein theoretischer,

blos wissenschaftlicher, und darum sagt Christus: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Auch was höchstes Gut sey oder vielmehr, was ausschließlich ein Gut genannt zu werden verdiene, erhält dadurch seine unwandelbare Bestimmung. Gibt es ein solches Gut, welches nicht blos in Größenvergleichung, sondern unvergleichbar alle andern Güter übertrifft, und ist dieses kein Hirngespinnst, so gibt es eine wirkliche und wahrhafte Religion.

Der Glaube an einen Gott ist dem Menschen natürlich, wie seine aufgerichtete Stellung. Diesen Glauben nicht zu haben ist ihm widernatürlich, wie ihm die niedergeworfene, blos zum Suchen an der Erde hingebückte Stellung des angesichtlosen, nicht himmelanschauenden Thieres widernatürlich ist. Ersticken kann er diesen Glauben; aber in der Ordnung ist er da; und wo er sich nicht findet, da ist — Mißgestaltung des Erkenntnißvermögens . . . .

Aber in diesem zur innern Wohlgestalt des Erkenntnißvermögens unentbehrlichen Glauben, was ergreifet der Mensch, und wie wird ihm das Ergriffene begründet? Der tiefere Denker, der Weise, wie erkläret, wie rechtfertiget er sich diesen Glauben; wie stellet er den Gegenstand desselben seinem Geiste bewährend dar?

Er erkläret sich ihn, rechtfertigt sich ihn, wie er den Glauben an Natur und eigenes Daseyn, an Bewußtseyn außer ihm und an Bewußtseyn in ihm sich rechtfertigt und erklärt. Er stellt den Gegenstand desselben seinem Geiste dar, bewähret ihn dem Geiste, wie er den eigenen Geist, den Geist seines Freundes

— den erhabeneren eines Sokrates und Pythagoras, eines Timoleon und Cato sich bewähret und darstellt. Er erkläret nicht, beweiset nicht; er empfindet, siehet und weiset. Der erklärende nachweisende Verstand hat im Menschen nicht das erste und nicht das letzte Wort. Selbst der darstellende Sinn hat es nicht; wie dieses nicht, so jenes nicht. Nichts im Menschen hat es. Es ist überall in ihm kein erstes und kein letztes Wort; kein Alpha, kein Omega. Er wird angeredet; und wie er angeredet wird, so antwortet es aus ihm — erst mit Gefühlen; mit aus Unlust und Lust, aus Schrecken und Freude gemischtem weissagenden Verlangen, mit dem Ausdruck desselben in tönender Geberde, dann mit Empfindungen, mit Gedanken und Worten. Nur wer auszulegen weiß, verstehet. Immer ist etwas zwischen uns und dem wahren Wesen: Gefühl, Bild oder Wort. Wir sehen überall nur ein Verborgenes; aber als ein Verborgenes sehen wir und spüren wir dasselbe. Dem Gesehenen, Gespürten, setzen wir das Wort zum Zeichen, das lebendige. Das ist die Würde des Wortes. Selbst offenbaret es nicht; aber es beweiset Offenbarung, befestiget sie und hilft das Befestigte verbreiten.

Der Mensch wird durch ein göttliches Leben Gottes inne; und es gibt einen Frieden Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, in ihm wohnt der Genuß und das Anschauen einer unbegreiflichen Liebe.

Liebe ist Leben; sie ist das Leben selbst, und nur die Art der Liebe unterscheidet jede Art lebendiger Naturen. Er, der Lebendige, kann im Lebendigen allein sich darstellen, Lebendigem sich zu erkennen geben nur — durch erregte Liebe. So ruft

auch die Stimme eines Predigers in der Wüste: „Um das unendliche Mißverhältniß des Menschen zu Gott aus dem Wege zu räumen, muß der Mensch einer göttlichen Natur theilhaftig werden, und auch die Gottheit Fleisch und Blut an sich nehmen."

Eine Liebe ist dem Menschen gegeben, die den Tod unter die Füße tritt, keinen Schmerz achtet und keine Lust. Ihr Same geht auf in Anschauung, Bewunderung und Achtung eines Andern. Alsdann verliert der Mensch sein Leben, um es zu gewinnen. Es erwacht der Instinkt seiner vernünftigen Natur, welcher nicht die Seele des Leibes, sondern des Geistes Seele zu erhalten, emporzubringen, herrschend zu machen strebt. Und hiermit, mit der Einsetzung einer Liebe, die den Tod überwindet und Unsterblichkeit gebiert, hat die Welt angefangen.

Wo starke Persönlichkeit hervortritt, da wird in ihr und durch sie die Richtung zum Uebersinnlichen und die Ueberzeugung von Gott am entschiedensten zur Sprache gebracht. Sokrates, Christus, Fenelon, beweisen mir mit ihrer Persönlichkeit den Gott, welchen ich anbete; er ist mir als Schöpfer dieser Persönlichkeiten erhabener, denn als Urheber des Sternenhimmels nach Gesetzen innerer Nothwendigkeit. Der Gott der Bibel ist erhabener, als der Gott, welcher nur ein Absolutes ist, wie sehr man dieses auch schmücke und mit Flitterwerk der Phantasie umgebe.

Das ist der Geist des Menschen, daß er Gott erkennt, daß er ihn wahrnimmt, den Verborgenen ahnet in der Natur, in seiner Brust ihn vernimmt, ihn anbetet in seinem Herzen.

Wie ein Gesicht schön wird dadurch, daß es Seele, so die Welt dadurch, daß sie einen Gott durchscheinen läßt.

Wer Gott nicht sieht, für den hat die Natur kein Angesicht; dem ist sie ein vernunftloses, herz- und willenloses Unding; eine gestattende düstere Ungestalt; ein Wesenloses, das, aus Wesenlosem, Gleichnisse ohne Urbild in's Unendliche — nur nach Gleichnissen bildet; eine gräßliche, von Ewigkeit zu Ewigkeit nur Schein und Schattenleben brütende Mutter Nacht.

Nichts erschreckt den Menschen so sehr, nichts verfinstert so sehr seinen Geist, als wenn ihm Gott aus der Natur verschwindet, wenn Gott sein Angesicht vor ihm verbirgt, wenn Absicht, Weisheit und Güte nicht in der Natur zu herrschen scheinen, sondern nur blinde Nothwendigkeit oder dummes Ungefähr.

Vertilge den ursprünglichen Glauben, und alle Wissenschaft wird hohl und leer, kann wohl sausen, aber nicht reden und antworten.

Die wahre Wissenschaft ist der von sich selbst und von Gott zeugende Geist. Wie ich von der Objektivität meiner Gefühle des Wahren, Schönen, Guten und von einer die Natur beherrschenden Freiheit überzeugt bin, so bin ich von dem Daseyn

Gottes überzeugt, und so wie diese Gefühle ermatten, so ermattet auch der Glaube an Gott.

Gleichwie Religion den Menschen zum Menschen macht und allein ihn über das Thier erhebt, so macht sie ihn auch zum Philosophen. Strebt die Religiosität mit andächtigem Vorsatz den Willen Gottes zu erfüllen, so strebt die Religionseinsicht stets sicherer von Gott zu wissen und den Verborgenen zu erkennen.

Niemals wird der wahren Wissenschaft Zweck und Absicht, Gott zu verlieren, sondern sie suchet ihn, und will ihn finden mit der ursprünglich menschlichen, vernünftiger, durch überirdischen Zug gebotenen Voraussetzung: das Wahre sey allein in Gott und bei Gott. Dann geht ihr keine Lust über die Lust an der Entdeckung der Wahrheit, über die Lust an Erkenntniß und Wissenschaft. Wenn uns irgend eine verworrene Vorstellung klar, ein scheinbarer Widerspruch gelöst wird, so ist dieses immer dem Verstande eine Lust; aber diese Lust ist nicht von höherer Art, als wenn uns Göttliches vor die Seele tritt, wenn wir uns über alles dem Verstande Erreichbare emporschwingen. Hier liegt das Wahre, welches man um seiner selbst willen lieben und über Alles lieben kann, die Eine Wahrheit, ohne welche die vielen Wahrheiten keinen Werth haben. Täuschen uns die vielen Wahrheiten, so sucht die wahre Wissenschaft Enttäuschung.

Wenn die Geschichte der Menschen eine Religionsgeschichte ist, warum nicht die innere Geschichte jedes einzelnen Menschen, die Geschichte seiner Religion?

Es gibt nur zwei Religionen: Christenthum und Heidenthum, Gottesdienst und Abgötterei. Eine dritte zwischen beiden ist nicht möglich. Wo die Abgötterei aufhört, da fängt das Christenthum an, und wo die Abgötterei anfängt, da hört das Christenthum auf. So hebt sich der anscheinende Widerspruch zwischen den beiden Sätzen auf: Wer nicht wider mich ist, der ist für mich; wer nicht für mich ist, der ist wider mich.

So wie alle Menschen von Natur Lügner sind, so sind alle von Natur auch Götzendiener, hingezogen zu dem Sichtbaren und abgewandt von dem Unsichtbaren. — Hamann nannte den Leib den erstgebornen, den ältern Bruder, weil Gott erst einen Erdenklos bildete, und ihm darauf einen lebendigen Odem einhauchte. Die Bildung des Erdenkloses und der Geist sind beide von Gott, aber aus Gott ist nur der Geist, und der Mensch heißt nach Gottes Bilde geschaffen nur des Geistes wegen.

Gleichwie nach der Parsenlehre die ahrimanischen unreinen Thiere stärker sind, als die reinen des Ormuzd, so sind im Innern des Menschen die irdischen Triebe stärker als die himmlischen. Wenn diese gleichwohl öfter jene überwinden, so geschieht

es durch eine verborgene Kraft. Wo diese Kraft sich kund thut, da offenbart sich Freiheit, da gibt es Kinder Gottes gegen Titanen, auch Hermaphroditen wie jene, welche durch die Sündfluth umkamen. Luther spricht: „Alle Dinge stehen im Glauben, die wir weder sehen noch begreifen können. Wer dieselben will sichtbar, scheinlich und begreiflich machen, der hat Herzeleid zum Lohne. Der Herr mehre Euch und den Andern den Glauben."

Der Kinder- und Volksglaube enthält Höheres und Besseres, als das bloße Wissen des Philosophen ohne Glauben. An Christum glauben heißt, glauben was und wie er glaubte.

Ich bin jung gewesen und alt geworden und lege das Zeugniß ab, daß ich nie in einem Menschen gründliche, durchgreifende und aushaltende Sittlichkeit gefunden habe, als bei Gottesfürchtigen, nicht nach der heutigen, sondern nach der alten kindlichen Weise. Nur bei ihnen fand ich auch Freudigkeit im Leben, eine herzhafte, siegende Heiterkeit, von so ausgezeichneter Art, daß sie mit keiner andern zu vergleichen ist.

Wir erschaffen und wir unterrichten uns nicht selbst, sind auf keine Weise a priori und können nichts a priori wissen oder thun; nichts erfahren — ohne Erfahrung. Wir finden uns auf die Erde gesetzt; und wie da unsere Handlungen werden, so wird

auch unsere Erkenntniß; wie unsere moralische Beschaffenheit geräth, so geräth auch unsere Einsicht in alle Dinge, welche sich darauf beziehen. Wie die Triebe, so der Sinn, und wie der Sinn, so die Triebe. Nicht weise, nicht tugendhaft, nicht gottselig, kann sich der Mensch vernünfteln; er muß da hinauf bewegt werden und sich bewegen, organisirt seyn und sich organisiren. Diese gewaltige Einrichtung hat keine Philosophie bisher zu ändern vermocht. Es wäre Zeit, daß man anfinge, sich gutwillig in dieselbe zu fügen, und es aufgäbe, Brillen erfinden zu wollen, mit denen man ohne Augen sehen könne — und besser!

Schein und Schatten umgeben uns. Nicht einmal das Wesen unseres eigenen Daseyns erkennen wir. Alles prägen wir mit unserm Bilde, und dies Bild ist eine wechselnde Gestalt; jenes Ich, das wir unser Selbst nennen, eine zweideutige Geburt aus Allem und aus Nichts; die eigene Seele nur Erscheinung . . . . doch eine der Wesenheit sich nähernde Erscheinung! Selbstthätigkeit und Leben offenbaren sich in ihr unmittelbar. Darum ist uns der Seele reines Gefühl Urbild des Seyns von Allem; ihr reines Sinnen, von Allem die bildende Kraft; ihr reiner Trieb, das Herz der Natur. So erfüllt das Unendliche ein lebendiger, sehender, ordnender, bestimmender Geist. Vertieft in diese Gesichte gleicht der staunende Forscher jenem Beherrscher Assyriens, der nur wußte: Es lag ihm ein Traum in der Seele! Ein Traum, den er nicht auszubilden, viel weniger zu deuten im Stande war *).

*) Daniel II.

Wird der Weisere vielleicht ihn deuten, indem er das Lebendige aus dem Unlebendigen, das Vernünftige aus dem Unvernünftigen, das Sittliche aus dem Thierischen — ergründet? Wahrlich, das hieße thörichter die Todten fragen, als noch kein Aberglaube sie zu fragen je und irgendwo versuchte!

Man hat Milton getadelt, daß er von einer sichtbaren Finsterniß sprach, weil sich eine sichtbare Finsterniß nicht denken lasse. Es ging diesem wie allen Sehern; ihre Auslegung und Rechtfertigung ist der Fülle der Zeiten aufbehalten. Milton prophezeite von der Weisheit unserer Tage, welche durch Mondscheine und Dämmerungen des Irrens und Wähnens bis zu der materiellen Nacht und sichtbaren Finsterniß einer positiven Unwissenheit kühn durchgedrungen ist. Ehemals dachte man sich hinter jedem Irrthum eine Wahrheit, und eiferte nun für das geraubte Licht. Aber jener Glaube selbst an Wahrheit, sagt man, war der ärgste Irrthum. Uns leuchtet ein anderer Stern — jener Stern eines überschwenglichen Urlichts — vielleicht zum unfruchtbaren Jubel goldener Hochzeitfeier des Erebus mit der Nacht, ohne die Nachkommenschaft eines neuen Himmels und einer neuen Erde *).

Eben, da ich diese letzten Zeilen schrieb **), wurden mir die jüngsten Blätter des Tagebuchs der großen, nunmehr allerfreiesten Hauptstadt gebracht. Oben lag die vierzehnte Nummer und mein Auge fiel auf diese Worte: „Seit Locke hält keine Täu-

*) Aether und Luft entsprangen aus der Nacht, die sich mit dem Erebus vermählt hatte. Dies war, nach der ältesten Mythologie, der Anfang der Dinge.

**) Im Jahr 1791.

schung mehr; von nun an muß, was dauern soll, auf die ewigen Felsen der Natur gegründet seyn, welche die strengen Demonstrationen der Vernunft gleichsam — baar gemacht haben (en quelque sorte mis à nud par les demonstrations rigaureuses de la raison)."

Baare Felsen allerdings! Aber auch ewige Felsen der Natur? Sie heißen mit ihrem wahren Namen Selbstsucht und Scheinsucht; sind der klare baare Egoismus. Und es ist wahr, daß dieser, wenn er einmal vor sich selbst nackend da steht ohne Gram und Schaam, wenigstens keine Tugenden mehr sich weis macht. Aber heucheln muß er doch, trotz aller seiner Frechheit, damit er täusche. Er muß täuschen, und schwärmen muß über alle Grenzen, damit er sich ein Leben mache. Täuschen und je mehr und mehr betrügen muß er andere und sich selbst, damit er nicht vor Ekel an sich selbst vergehe. Ja, ein neuer Himmel und eine neue Erde; jener Unten, diese Oben! Ihre Gaben und Verheißungen fließen in Ein Allgenugsames zusammen, das Glückseligkeit heißt; reine vollendete Glückseligkeit des sterblichen Menschen. Darum weg zuerst mit der Ehre, und Achtung allein des Nützlichen trete an der Thörin Stelle. Weg mit der Liebe; denn sie ist eine Schwachheit unter jeder estalt; und über sie erhebe sich eine richtige Einsicht in den Zusammenhang der Vortheile. Weg mit Glaube, Wort und Treue; denn sie haben ihr Wesen im Mangel des Augenscheinlichen, welcher die Wurzel alles Bösen ist. In den Abgrund mit der Brut des Argen!

Ich entfliehe, und küsse die von dem erhabenen Felsgebirge weggefegte Erde. Ich will Glauben behalten und Liebe und Schaam und Ehrfurcht und Demuth; ich will behalten tief im Auge Ewigkeit; Ernst und feierlichen Aufschwung tief in der

Brust; hohe und höhere Ahnungen im Geiste; vollen wirklichen Genuß des Unsichtbaren in der Seele.

O des armen Stolzes, der Alles das als Dinge des verschwindenden Gefühls, als wesenlose Täuschungen der geringeren Seele verachten, unter seine Füße treten will. Oeffnet uns das Allerheiligste eures Unveränderlichen, Selbstständigen, Wirklichen, in sich Wahren, Würdigen, Guten! — Auf dem Vorhange steht: Alleinige Vernunft! — Wohl! Es muß, da überhaupt Vernunft vorhanden ist, auch eine reine Vernunft, eine Vollkommenheit des Lebens vorhanden seyn. Alle andere Vernunft ist von dieser nur Erscheinung oder Wiederschein, und diese Vernunft ist gewiß im strengsten Sinne Einzig und Allein . . . Ἓν καὶ πᾶν. — Leider für die menschliche Anschauung auch Οὐδὲν καὶ πάντα!

Nicht so hinter dem Vorhange; das weiß ich! Aber ich stehe nur davor. Und da sage ich zu dir, der du neben mir auch nur davor stehest: — So wenig der unendliche Raum die besondere Natur irgend eines Körpers bestimmen kann, so wenig kann reine Vernunft des Menschen mit ihrem überall eben guten Willen, da sie in allen Menschen Eine und dieselbe ist, die Grundlage eines besondern, verschiedenen Lebens ausmachen, und der wirklichen Person ihren eigenthümlichen individuellen Werth ertheilen. Was die eigene Sinnesart, den eigenen festen Geschmack hervorbringt, jene wunderbare innerliche Bildungskraft, jene unerforschliche Energie, die alleinthätig ihren Gegenstand sich bestimmt, ihn ergreift, festhält — eine Person annimmt — und das Geheimniß der Sklaverei und Freiheit eines jeden insbesondere ausmacht, Das entscheidet. Es entscheidet und steht da im Vermögen — nicht des Syllogismus (welches man mit dem Vermögen der Einen Hälfte einer Scheere

vergleichen könnte), sondern der **Gesinnungen**; im Vermögen eines unveränderlichen, über alle Leidenschaften siegenden **Affekts**. Wenn ich auf das Wort eines **namentlichen** Mannes fuße, so bringe ich dabei seine reine Vernunft nicht mehr als die Bewegung seiner Lippen und den Schall aus seinem Munde in Anschlag. Ich traue dem Worte um des Mannes, und dem Manne um **sein selbst** willen. Was in ihm mich gewiß macht, ist seine Sinnesart, sein Geschmack, sein Gemüth und Charakter. Ich gründe meinen Bund mit ihm auf den Bund, den er **mit sich selbst** hat, wodurch er ist, der er seyn wird. Ich glaube dem in seinem **Herzen** tiefverborgenen unsichtbaren Worte, das er geben will und kann. Ich verlasse mich auf eine geheime Kraft in ihm, welche stärker ist als der Tod.

Uebrigens, da dem Menschen **jede Meinung** lieber als sein Leben werden kann, so liegt die Gewalt der **Begriffe** überhaupt als Ausdruck einer überwiegenden Energie der **vernünftigen Natur** (nicht des **Gedankendinges** Vernunft) damit so klar am Tage, daß nur ein Thor sie leugnen kann. Und wie sollte ihre Gewalt nicht die höchste, der Begriff nicht mächtiger als Sinnenempfindung seyn, da unser **zeitliches**, aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammengesetztes Daseyn nur im **Begriffe** Haltung gewinnt? Alles, was in der Zeit lebt, muß sein zeitliches Leben erst erzeugen, innerlich alleinthätig durch **Verknüpfung**. Also ist die **Form** des Lebens, und der **Trieb** zum Leben, und das **Leben** selbst im **Wirklichen** nur Eins. Der **Gegenstand** des unbedingten Triebes, welchen wir den **Grundtrieb** nennen, ist unmittelbar die **Form** des Wesens, dessen Trieb oder wirksames Vermögen er ist. Diese Form im Daseyn zu erhalten, sich in ihr auszudrücken, ist sein unbedingter Zweck und das Prinzip aller Selbstbestimmung in der Kreatur; so daß kein Wesen vermag sich einen Zweck vorzusetzen, als

Kraft seines Triebes und ihm gemäß. Ueberhaupt beziehen sich die Triebe auf Bedürfniß. Alles Lebendige in der Natur bewegt sich mit Absicht, das ist, nach Verhältnissen der Bedürfnisse. Der erste Grund und die Art der Entstehung dieser Verhältnisse ist unerforschlich, und wir können daher eben so wenig den Trieb aus dem Bedürfnisse, als das Bedürfniß aus dem Triebe erklären; können eben so wenig sagen, dieser bestimme jenes, als jenes diesen. Der erste Anfang von beiden ist außer ihnen, und ist ein gemeinschaftlicher Anfang. Nur das Geschäft des Triebes, einen gewissen Zusammenhang zu erhalten, fortzusetzen, zu erweitern, erkennen wir, und zwar als nothwendig; weil ein unverknüpftes und nicht sich selbst (innerlich und äußerlich) verknüpfendes endliches Wesen, ein Unding ist. Totum parte prius esse necesse est.

Aber kann auch das Nichts eine Form haben oder annehmen, und dadurch Etwas seyn oder werden? Läßt sich eine Form, die lauter Form wäre, denken; eine Wirksamkeit, deren alleinige Absicht reine, das ist, leere Absicht wäre ohne von und ohne zu?

Kein Trieb, wie sehr man ihn in sich allein betrachte, will nur seine eigene freie Wirksamkeit. Sein Wesen ist Verhältniß, er will Befriedigung.

Der Trieb der vernünftigen Natur zum an sich Wahren und Guten ist auf ein Daseyn an sich, auf ein vollkommenes Leben, ein Leben in sich selbst gerichtet; er fordert Unabhängigkeit, Selbstständigkeit, Freiheit! — Aber in wie dunkler, dunkler Ahnung nur!

Denn wo ist Leben und Daseyn in sich, wo ist Freiheit? Wahrlich nur jenseits der Natur! Innerhalb der Natur ist

Alles offenbar unendlich mehr im andern als in sich, und Freiheit nur im Tode.

Dennoch wissen wir, daß etwas ist und war und seyn wird — ein Urheber jener natürlich unerzeugten Thatigkeit in uns, des Kerns unseres Daseyns, wunderbar umgeben mit Vergänglichkeit — in sie versenkt, ein Same, der aufgehen wird. Ewiges Leben ist das Wesen der Seele, und darum ihr unbedingter Trieb. Und woher käme ihr Tod? Nicht von dem Vater des Lebens und alles Guten, der in dem Innersten unseres Herzens und Willens sein eigenes Herz und seinen eigenen Willen abdrückte, und nichts anderes darin abdrücken konnte.

So weissagen, schreibt Platon an Dionysius, die trefflichsten Seelen; das Gegentheil die niedrigsten. Entscheidender sind aber die Weissagungen der göttlichen Männer, als die der andern.

Nicht ein kahler Fels; — eine athmende Feste dringt hervor aus den Eingeweiden der Erde, und erhebt sich über die Wolken; ein Altar des Ewigen, um den von jeher alle Völker sich versammelt haben: — Gewissen, Religion . . . .

Könnte der Mensch seine Ansprüche an wirkliches Daseyn, an Freiheit und Erkenntniß fahren lassen; längst hätte ich die meinigen über allen den hart abschlägigen Antworten, die mir von der Natur, von der Geschichte, von meiner Vernunft, meinem Willen, Herzen und Bewußtseyn zu Theil wurden, aufgegeben. Je mehr wir lernen, desto weniger begreifen wir; desto betroffener stehen wir zwischen Himmel und Erde da; desto verlegener in uns selbst! . . . Oder haben wir vielleicht genug und Alles, was wir brauchen, an einem — und noch einem . . . allgewaltigen Lückenbüßer? — die es sind und nicht sind; es wohl seyn mögen und durchaus nicht seyn mögen; die nicht uns,

sondern nur, gegenseitig, sich einander selbst ausfüllen und unterstützen? — Haben wir in der That? . . . „Und verstehest Du auch, was Du liesest?“

Ein Knochengebäude ist das Fundament der menschlichen Gestalt, ihrer Schönheit, ihres königlichen Anblicks. Wenn es aber allein dasteht, ohne Inhalt und Bekleidung, so bedeutet es den Tod — der noch weniger als die Nacht Jemandes Freund ist. Auch ist ein scheußliches Gerippe nicht das Erste. Es rührte und regte sich etwas. Etwas Lebendiges in einem Lebendigen. Der Anfang eine Begierde, die heftig wirkte, ohne sich selbst zu verstehen — Gabe der Weissagung!

— — — — Unwissend bin ich in einem Maße, daß ich den bloßen Zweifler verachten darf! — Dennoch, weit davon entfernt, mit dieser überschwenglichen Unwissenheit mich zu brüsten, sie zu verwechseln mit der Wahrheit, deren Verheißung ich im Busen trage, ihr, von Hochmuth trunken, Tempel und Altar zu weihen, und die sinnloseste aller Abgöttereien anzurichten, demüthigt mich vielmehr ihr Bewußtseyn bis zu einer Schwermuth — die sich zwar mit keinem Hohn verträgt; wohl aber zum Lachen satter Wisser und Nichtwisser sagen möchte: Du bist toll! zu ihrer Freude: was machst Du?

Wie Sokrates — der Große, Ahnungsvolle! — Unwissenheit wider Trotz und Lüge in die Schlacht führen, und im Hinterhalt die Wahrheit haben, das ist groß! Aber es ist nicht groß, für die Wahrheit aller Wahrheiten zu achten: es gebe keine Wahrheit. Der ganze Mensch muß seicht und schaal geworden seyn, wenn er zu sich selbst sagen und dabei guter Dinge bleiben kann: Ich bin nichts; ich weiß nichts; ich glaube nichts.

Nur soviel ist Gutes am Menschen; nur insoweit ist er sich und andern etwas werth, als er Fähigkeiten zu

ahnen und zu glauben hat. Es liegt in der Natur des endlichen, nur mittelbar, das ist, sinnlich erkennenden Wesens, daß ihm Wahrheit, daß ihm eigentliches Daseyn und Leben so wenig ganz aufgedeckt, als ganz verborgen seyn kann. Sympathie mit dem unsichtbaren Wirklichen, Lebendigen und Wahren ist Glaube. Je mehr Sinn Jemand für das Unsichtbare in der Natur und im Menschen zeigt; je wirksamer und thätiger auf den Unsichtbaren in ihm selbst er sich beweist, für desto vortrefflicher müssen wir ihn achten und achten wir ihn allgemein. —

Seltsam, daß wir sammt und sonders in unserer Wissenschaft, Kunst oder andern Geschäftigkeit so gern das Ueberschwängliche, das Wunderbare erreichen mögen, damit man uns ehre, uns liebe, und — nicht begreife! Seltsam, daß wir nach demselben Maße auch Andere ehren und lieben; dann aber uns plötzlich wegwenden und nur — was sich theoretisch darthun, gewissermaßen nachmachen und so mit Händen greifen läßt, der Mühe werth achten wollen, unsern Blick darauf zu heften.

Ein finsteres Geheimniß liegt eben schwer auf uns Allen: Das Geheimniß des Nichtseyns, des Daseyns durch Vergänglichkeit, des Vermögens mit und durch lauter Unvermögen — das Geheimniß des Endlichen. Unendliches scheint der Stoff; Endlichkeit die Form der Dinge zu seyn. Also wäre Nichtseyn — wenn die Begriffe von Endlichkeit und Nichtseyn in einander fließen — die Möglichkeit; Nichtseyn wäre die nächste Ursache der Natur und ihres Inhalts!

Platon äußert sich auf eine merkwürdige Weise über diesen Gegenstand. Kühn weist er in der Reihe der Dinge dem Unendlichen die unterste; dem Maß, welches das Endliche mit dem Unendlichen vereinigt und wirkliche Dinge zuerst an's Licht bringt, die oberste Stelle an. Er setzt einen Gott voraus, der

ein Geist, ein besonnenes persönliches Wesen ist, als den Urheber aller Dinge, durch die Vollkommenheit seines Willens.

Aber wie hat das Zeitliche von dem Ewigen erzeugt werden können? welche in mögliches Verhältniß beider zu einander läßt sich menschlicher Weise denken? Diese Kluft füllt keine Philosophie, und es bedarf, um hinüberzukommen, einer Brücke — oder Flügel.

— — — — — — — Nie habe ich begreifen können, wie eine maschinistische Vorstellungsart der Schöpfung — das ist, der Möglichkeit des Weltalls, vernünftiger, erhabener, dem höchsten Wesen, das wir Alle auf irgend eine Weise vorauszusetzen genöthigt sind, annähernder, als eine anthropomorphistische seyn sollte. Der Glaube an ein höchstes Wesen überhaupt, als der Quelle alles Seyns und alles Werdens, und der Glaube an einen Gott, der ein Geist ist, sind beide dem Menschen in der unerforschlichen Thatsache seiner Spontaneität und Freiheit, ohne welche nicht einmal Euklid's erstes Postulat sich denken ließe, gegeben. Darum ist der Glaube überhaupt an einen Gott dem Menschen natürlich; und am natürlichsten der Glaube an einen lebendigen Gott. Der Grübler, der ihn losgeworden ist, mußte zuvor, durch den geilsten Mißbrauch des Vermögens willkürlicher Bezeichnung, dieses zweischneidigen Schwertes der Wahrheit und Lüge, sich von der Natur und seinem eigenen Wesen gewaltsam absondern; er mußte sein Leben gleichsam bei der Wurzel anfassen, um es von sich zu werfen.

Werde ich es sagen, endlich laut sagen dürfen, daß sich mir die Geschichte der Philosophie je länger desto mehr, als ein Drama entwickelte, worin Vernunft und Sprache die Menächmen spielen?

Dieses sonderbare Drama, hat es eine Katastrophe, einen Ausgang, oder reihen sich nur immer neue Episoden an?

Ein Mann, den nun Alles, was Augen hat, groß nennt, und der in seiner Größe fünf und zwanzig Jahre früher schon da stand, aber in einem Thale, wo die Menge über ihn wegsah, nach Höhen und geschmückten Bühnen — dieser Mann schien den Gang der Verwicklungen dieses Stücks erforscht zu haben und ihm ein Ende abzusehen. Mehre behaupten, es sey nun dies Ende schon gefunden und bekannt. Vielleicht mit Recht . . . Und es fehle nur noch an einer Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft seyn würde, um uns alle über Metaphysik eines Sinnes werden zu lassen.

Die menschliche Seele sucht das Ewige, Unveränderliche, in sich selbst Bestehende, Absolute; sie entbehrt nicht freiwillig der Wahrheit; aber sie will dann gewahren — nicht den Schatten, sondern was Schatten wirft. Alle Menschen nennen Etwas inwendig und im Voraus Wahrheit, in deren Besitz sie noch nicht sind, wornach sie streben, und welches sie dennoch nicht voraussetzen könnten, ohne daß es ihnen auf irgend eine Weise gegenwärtig wäre. Ein Dämmerlicht öffnet ihnen das Auge und verkündigt auf wunderbare Weise eine noch nicht aufgegangene Sonne. Der Morgen ist angebrochen, aber der Tag noch nicht geworden. Den Sabbath feiert allein Gott, aber der Mensch soll ihn heiligen. Ist das Voraussetzen der Wahrheit eine bloße subjektive Täuschung vernünftiger Wesen, haben sie von derselben keine, auch nur die trübste Anschauung, so ist ihr Forschen überall eitel. „Nicht eitel ist dieses Forschen!" — so weissagt die Andacht am Anfange.

---

unsere Theorien und Systeme verhalten sich zu Wesen und Wahrheit, wie sich die Sprache zur Vernunft, der Leib zur Seele, mit einem Worte, der Buchstabe sich zum Geiste verhält. Sie sind zum Aufbehalten für uns selbst und Andere, zum Haben und Mittheilen, ein nothwendiges Geräth; aber so wie jedes Werkzeug lebendige Gliedmaßen voraussetzt, nicht bei seiner Erfindung, sondern auch bei jedem nachherigen Gebrauch, eben so Wissenschaft und Kunst. Darum ist mein einziger und schlechthin allgemeiner Rath: Jeder bemühe sich selbst anschauend von sich zu erforschen, was ihm zu wissen, zu ergründen, zu erreichen ein wahrhaftes Anliegen ist. Stetigkeit des Sinnes und viel stiller Fleiß wird dazu erfordert. Beides findet sich von selbst, wenn das Verlangen rechter Art ist. In jedem Verlangen ist durch Ahnung schon Genuß, und gerade an diesen Genuß der Ahnung hängt sich der starke, edle Geist. Ohne Heldenmuth wird nichts erworben, was des Besitzes werth ist, ohne fortdauernden Heldenmuth nichts erhalten; nach Ruhe streben wir umsonst, nicht umsonst nach Standhaftigkeit und Kraft.

Anhang.

Ausgewählte Parabeln

von

Krummacher.

Nathan.

Nathan, ein Prophet und weiser Lehrer zu Salem, saß unter seinen Jüngern und die Worte der Lehre und der Weisheit flossen wie Honig von seinen Lippen.

Da sprach einer seiner Jünger, Gamaliel: Meister, wie kommt es, daß wir so gerne deine Lehren empfangen, und Alle horchen der Rede Deines Mundes?

Da lächelte der bescheidene Lehrer und sprach: Heißet mein Name nicht Geben? *) Der Mensch nimmt ja gerne, wenn man nur zu geben weiß!

Wie gibst Du denn? fragte Hillel, ein anderer von denen, die zu seinen Füßen saßen.

Und Nathan antwortete: Ich gebe Euch den goldenen Apfel in silberner Schaale. Die Schaale empfanget Ihr, — aber Ihr findet den Apfel.

---

*) Dies bezeichnet nämlich das Wort Nathan.

Ein ander Mal fragte Gamaliel den weisen Nathan und sprach: Meister, warum lehrest Du uns in Gleichnissen?

Da antwortete Nathan und sprach: Siehe, mein Sohn, als ich ein Mann ward, da vernahm ich das Wort des Herrn in meinem Herzen, daß ich ein Lehrer des Volks würde, und der Wahrheit Zeugniß gäbe, und der Geist Gottes kam über mich. Da ließ ich meinen Bart wachsen und kleidete mich in grob hären Tuch und ging hinaus unter das Volk und strafte sie mit harten gewaltigen Worten. — Aber die Menschen flohen vor mir, und sie nahmen meine Worte nicht zu Herzen, einige aber deuteten sie auf Andere.

Da ergrimmte ich in meinem Geist, und floh hinaus in die Nacht auf das Gebirge Hermon, und sprach in meinem Herzen: Wollen sie das Licht nicht, nun, so mögen sie in Nacht und Dunkel wandeln, und in der Finsterniß verderben! — So rief ich und wandelte zürnend in der finstern Nacht.

Siehe! da kam die Dämmerung und die Morgenröthe stieg am Himmel empor, und der Thau des Morgens troff hernieder auf das Gebirge Hermon. Da entwich die Nacht und Hermon duftete. Denn der Schimmer des Morgenroths war sanft und lieblich, und die Nebelwolken schwebten um die Gipfel der Berge, und feuchteten das Erdreich. Die Menschen aber wandelten fröhlich und schauten zur Morgenröthe empor. Da stieg der Tag vom Himmel hernieder, und die Sonne kam aus den Armen des Morgenroths und bestrahlte die bethaueten Pflanzen.

Und ich stand und schauete, und es ward mir sonderlich im Herzen. Da erhob sich säuselnd der Morgenwind, und ich vernham im Geist die Stimme des Herrn, die redete zu mir und

sprach: Nathan, so gibt der Himmel dem Sohne der Erde seine köstlichste und zarteste Gabe, das süße Licht! —

Als ich nun vom Gebirge hernieder stieg — fuhr der Prophet fort — da führte mich der Geist des Herrn unter einen Granatbaum *), der Baum aber war schön und schattig, und er trug zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte.

Und ich stand in seinem Schatten und schauete seine Blüthe und sprach: wie ist sie so schön und röthlich, gleich der Schamröthe auf den Wangen der blühenden Töchter Israels! —

Und als ich mich näher hinzu neigete, da fand ich auch die herrliche Frucht, verborgen in dem Schatten der Blätter.

Da geschah zu mir das Wort des Herrn aus dem Granatbaum und sprach: Siehe, Nathan, so verheißet die Natur die liebliche Frucht in der einfachen Blüthe, und reichet dieselbe, ihre Hand verbergend, im Schatten des Laubes!

Da — fuhr der weise Nathan fort — kehrte ich nach Salem zurück, und that mein rauhes Gewand von mir, salbete mein Haupt und lehrte die Wahrheit in fröhlicher Weise und Gleichnissen.

Denn die Wahrheit ist ernst und hat wenig Freunde. Darum liebet sie das einfache und fröhliche Gewand, auf daß sie Freunde und Jünger gewinne.

---

*) Unser Pfirsichbaum.

Sokrates und Kritias.

Sokrates, der weise Sohn des Sophroniskus, redete eines Tages im Kreise seiner Schüler von der allwaltenden Vorsicht der Gottheit, wie sie Alles sehe und Alles höre, und überall zugegen sey, und für Alles sorge; und wie man dieses immer mehr empfinde und erkenne, je mehr man sie verehre.

Dabei bediente sich der weise Lehrer in der Rührung seines Herzens eines Bildes aus den Gesängen des unvergleichlichen Homer, und verglich die göttliche Vorsicht einer Mutter, die von ihrem Knäblein, das im süßen Schlummer ruht, leise und ungesehen die Fliegen abwehrt. —

Unter seinen Schülern aber war auch Kritias, der Verräther, der ihn zum Tode verdammte.

Dieser lachte, als Sokrates sich des Gleichnisses bediente. Denn es däucht' ihm unedel und gemein. Darum lachte er und spottete in seinem Herzen.

Sokrates aber merkte es und durchschauete ihn. Deshalb wandte er sich zu ihm und sprach: Ahnest Du denn nicht, mein lieber Kritias, wie nahe das Menschliche, in seiner einfachen Gestalt, mit dem Göttlichen verwandt ist? —

So sprach er. Da entfernte sich Kritias mit zürnendem Herzen. Sokrates aber fuhr fort, die Andern zu unterweisen.

Als Sokrates nachher durch die Bosheit des Kritias zum Tode verdammt worden war, und den Giftbecher trinken sollte, da gedachte der Tyrann von Neuem der Worte und des Gleichnisses des weisen Mannes.

Und er trat zu ihm und sagte höhnend: Nun, Sokrates, werden auch jetzt die Götter Dir die Fliegen abwehren?

Sokrates aber lächelte und sprach: Die Gottheit, Kritias, führet mich jetzt nach wohl vollbrachtem Tagewerk zum süßen Schlummer. Wie sollt' ich denn die Fliegen fürchten?

Die Moosrose.

Der Engel, der die Blumen verpflegt und in stiller Nacht den Thau darauf träufelt, schlummerte an einem Frühlingstage im Schatten eines Rosenstrauchs.

Und als er erwachte, da sprach er mit freundlichem Antlitz: Lieblichstes meiner Kinder, ich danke dir für deinen erquickenden Wohlgeruch und für deinen kühlenden Schatten. Könntest du dir noch etwas erbitten, wie gerne würd' ich es dir gewähren!

So schmücke mich mit einem neuen Reize — flehete darauf der Geist des Rosenstrauchs. — Und der Blumenengel schmückte die schönste der Blumen mit einfachem Moose.

Lieblich stand sie da in bescheidenem Schmucke, die Moosrose, die schönste ihres Geschlechts. —

Schöne Lina, lass' den Flitterputz und das glimmende Gestein, und folge dem Winke der mütterlichen Natur.

Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsiche mit, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen diese Frucht zum ersten Mal. Deshalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Aepfel mit den röthlichen Backen und zartem Pflaum. Der Vater aber vertheilte sie unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: Nun, wie haben Euch die schönen Aepfel geschmeckt?

Herrlich, lieber Vater, sagte der Aelteste. Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir den Stein sorgsam bewahrt, und will mir daraus einen Baum ziehen.

Brav! sagte der Vater, das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmann geziemt. —

Ich habe die meinige sogleich aufgegessen, sagte der Jüngster und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O das schmeckte so süß und zerschmilzt einem im Munde. —

Nun, sagte der Vater, Du hast es zwar nicht sehr klug, aber doch sehr natürlich und nach kindlicher Weise gemacht. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben.

Da begann der zweite Sohn: Ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß. Aber meine Pfirsich hab' ich verkauft und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölf kaufen kann.

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: [Klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens und natürlich ist es nicht. Bewahre Dich der Himmel, daß Du kein Kaufmann würdest! —

Und Du, Edmund? fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: Ich habe meine Pfirsich dem Sohne unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen, da hab' ich sie ihm auf das Bett gelegt, und bin hinweg gegangen. —

Nun, sagte der Vater, wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht?

Da riefen sie alle Drei: Das hat Bruder Edmund gethan. — Edmund aber schwieg still. Und die Mutter küßte ihn mit einer Thräne im Auge.

Der Blinde.

Ein Blinder stand mit aufgerichtetem Haupte in den Strahlen der milden Frühlingssonne. Ihre Wärme durchströmte seine Glieder, und ihr Glanz senkte sich auf die dunkeln Globen seines Angesichts, das er unverwandt ihr darbot.

O du unbegreifliches Lichtmeer, rief er aus, du Wunder der allmächtigen Hand, die dich erschuf und auf deiner herrlichen Bahn dich leitet! Aus dir strömet ewige Fülle, Leben und Wärme, und nie versieget deine Kraft! wie groß muß der seyn, der dich gebildet hat! —

So sprach der blinde Mann. Seine Rede vernahm ein Anderer, der neben ihm stand, und es befremdeten ihn die Worte des Blinden; deswegen begann er und fragte: Wie kannst Du das Gestirn des Tages bewundern und siehest es nicht? —

Da antwortete der Blinde und sprach: Eben darum, mein Freund. Seit das Licht meiner Augen verdunkelt und der Glanz der Sonne mir verschlossen ward, nahm ich sie in meine Seele auf. Jedes Gefühl ihrer Nähe lässet sie in mir selbst aufgehen und ihren Glanz in meinem Innern leuchten. Ihr aber schauet sie nur, wie Alles, was Ihr täglich sehet, mit dem leiblichen Auge! —

Die Bienen und der Schmetterling.

Ein Bienenvater führte seinen jüngern Freund in seine Bienenhütte, und zeigte ihm die wundersame Thätigkeit des kleinen Völkchens. Unterdeß flatterte ein herrlicher Schmetterling hinzu. Der Glanz des Goldes und die Bläue des Himmels und der Purpur der Abendröthe mischten sich auf seinen großen Flügeln. Er wiegte sich auf einer Blume und schwebte dann vorüber. —

»Welch ein schönes Geschöpf! — rief der Bienenvater, — und es entwickelte sich aus einer Raupe!« —

Da wunderte sich der Freund des Mannes und sprach: Ich glaubte, Ihr Bienenfreunde hättet nur ein Herz für Eure Bienenkörbe, und übersehet die andern Gaben der Natur!

Freund! erwiderte der Bienenvater, ich liebe die Bienen nicht blos um des Nutzens willen, den sie mir bringen! — Nur die niedern Neigungen verengen das Herz des Menschen und machen ihn einseitig. Aber je näher er sich mit Liebe der Natur anschließet, um desto mehr erweitert sich sein Herz, und sein Auge erhellet sich für jegliches Schöne und Gute, das ihn umgibt. — Auch lehret mich die Biene, selbst das Allergeringste nicht zu verachten. »Denn obwohl sie nur ein kleines Vöglein ist, so bringet sie doch die allersüßeste Frucht.« —

Aber, fuhr der Freund fort, der schönste Schmetterling läßt sich doch nicht mit der emsigen, nützlichen Biene vergleichen . . .

Da zeigte der Bienenvater auf seine summenden Körbe und sprach zu seinem jüngeren Freunde: Mein Lieber, hier hast Du das Bild des thätigen Lebens in seinen Beschränkungen, des gebundenen Geistes in seinem irdischen Wirken. Dort das Bild des entwickelten Geistes in seiner Freiheit und Erhebung über dem Staube. Darum schmückten auch die göttlichen Bildner des Alterthums die reine, entwickelte Seele mit den Flügeln des Schmetterlings. —

Freilich ein Bild und Gleichniß! — erwiderte jener — aber vermochte denn die Natur nicht, das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinen? —

Da antwortete der Bienenvater ein wenig mit Unwillen: Soll denn das Geistige und Höchste immer an die Erde gefesselt und so das Göttliche zu irdischen Zwecken hinabgezogen werden? das hieße, seine göttliche Natur entadeln. —

Polykarpus.

Das Reich der Wahrheit.

Der vortreffliche Polykarpus, Bischof zu Smyrna, hatte, als die Verfolgung überhand nahm, die Stadt verlassen und sich in der Nähe von Smyrna auf das Land begeben mit seinem treuen Jünger Crescens. Als nun der Abend kühl ward, ging er hinaus unter die Schatten der herrlichen Bäume, die vor dem ländlichen Hause standen. Hier fand er Crescens unter einem Eichbaum, und er stützte sein Haupt auf seine Hand und weinte. —

Da trat der Greis hinzu und sprach: Mein Sohn, was weinest Du? — Crescens aber erhob sein Haupt und sprach: Wie sollte ich nicht trauern und weinen? ich gedenke des göttlichen Reiches auf Erden. Stürme und Ungewitter versammeln sich um dasselbe und werden es zerstören in seiner Jugend. — Manche Bekenner sind schon abgefallen und haben es verleugnet und verlästert, und dadurch bewiesen, daß auch Unwürdige es bekennen mit dem Munde, obwohl ihr Herz ferne davon ist. Dieses erfüllt meine Seele mit Trauer und meine Augen mit Thränen. — Also sagte Crescens.

Da antwortete Polykarpus lächelnd und sprach: Mein lieber Sohn! das himmlische Reich der Wahrheit ist gleich einem Baume, den ein Ackersmann auferzog. Heimlich und im Stillen legte er den Keim in die Erde und ging davon. Und der Keim

sproßte und ging auf unter dem Unkraut und den Dornen, und erhob sein Haupt über sie, und die Dornen erstarben von selber; denn der Schatten des Baumes über ihnen überwältigte sie. Der Baum aber wuchs, und die Winde brauseten um ihn her und erschütterten ihn sehr. Desto tiefer schlugen die Wurzeln in die Erde und umfaßten die Felsen des Erdreichs in der Tiefe, und seine Zweige erhoben sich gen Himmel. Also befestigten ihn die Stürme. — Und als er nun höher ward und seine Schatten sich weithin verbreiteten, da wuchsen die Dornen und das Unkraut wieder empor unter ihm. Aber er achtete ihrer nicht in seiner Höhe, und stand da in stiller und ruhiger Gestalt, ein Baum Gottes. —

So sprach der unvergleichliche Bischof und schwieg. Darauf reichte er seinem Jünger die Hand und sagte lächelnd: Was kümmert Dich, wenn Du zu seinem Gipfel empor schaust, das Unkräutlein, das um seine Wurzel kreucht! Ueberlass' dieses dem, der ihn gepflanzt hat!

Da erhob sich Crescens, und seine Seele ward heiter. Denn der Greis wandelte neben ihm, gebückt von Jahren, aber sein Geist und sein Antlitz war wie eines Jünglings.

Der Edelstein.

Ein roher Edelstein lag in dem Staube zwischen vielen gemeinen unedeln Steinen verborgen, viele Jahre lang. Mancher wandelte vorüber, oder trat ihn unter den Fuß, ohne ihn aufzuheben. Also verbarg sich sein Glanz vor dem Auge des Wanderers. Denn das Schöne dringt sich nicht auf, sondern erscheint in Einfalt.

Endlich kam ein Freund der Natur in diese Gegend. Er suchte Blumen und Insekten, und fand den Edelstein. Lächelnd beschaute er den Stein und sagte: Du bist doch immer gütig gegen deinen Verehrer, holde Mutter Natur! findet er nicht, was er mit Liebe und regem Wahrheitssinn suchte, so findet er doch gewiß Einiges, was auch des Suchens wohl werth war. —

Er nahm den Stein mit sich nach Hause. Aber, sagte er, du rohes Kind der Natur — wie beginn' ich es nun, dich auszubilden? wie nehm' ich dir die gröbere Hülle, die deinen Glanz verbirgt? — — Doch, wie sollte das Edle anders, als durch das Edle gebildet werden können? — Er schliff den Diamant mit Diamantenstaub. Unvergleichlich strahlte sein Glanz, und sein Ruhm erscholl im Lande.

Darauf nahm der weise Freund der Natur den veredelten Stein und brachte ihn dem guten, geliebten Fürsten des Landes, und sprach: Ich fand dieses edelste Erzeugniß der Natur, ich bildete es zu seinem Glanz, und jetzt weih' ich es dem Ersten des Landes, auf daß der Edelstein seine Krone schmücke; denn er ist zum höchsten Schmuck fürstlicher Kronen ersehen. —

Der Fürst aber fragte, was ist denn der höchste Schmuck des fürstlichen Thrones? — Der weise Mann antwortete: Was der Edelstein seiner Krone ist, das ist ein Kreis der edelsten Menschen dem Throne, den sie umgeben, und dem Fürsten, der sie ehret. —

Die Lieblingsblumen.

Gustav, Herrmann und Alwina, die blühenden Kinder eines Pachters, wandelten an einem schönen Frühlingstage auf das Feld. Die Nachtigallen und Lerchen sangen, und die Blumen entfalteten sich im Thau und den milden Strahlen der Morgensonne.

Die Kinder aber blickten voll Freude umher, und hüpften von einem Blümchen zum andern, und flochten sich Blumenkränze. Auch priesen sie in Liedern die Herrlichkeit des Lenzes und die Liebe des allmächtigen Vaters, der die Erde mit Gras und Blumen bekleidet, und besangen die Blumen von der Rose, die auf dem Strauch wächset, bis auf das Veilchen, das im Verborgenen blühet, und das Haideblümchen, an welchem die Bienen saugen.

Denn die fromme Herzenseinfalt empfängt auch die kleine Gabe der Natur mit Freude und dankbarer Empfindung.

Darauf sprachen die Kinder unter einander: Lasset einen Jeden von uns sich ein Blümchen wählen, das sein Liebling sey vor andern! Und sie freuten sich ihres Vorsatzes und sprangen in das Feld, sich die Lieblingsblümchen zu suchen. Dort in der Laube kommen wir wieder zusammen! riefen sie. —

So wandelten die drei Kinder in Eintracht ihre verschiedenen Wege, um das Schöne zu sammeln. Eine liebliche Blumenlese!

Bald erschienen sie wieder alle Drei auf dem Wege zur Laube. Jedes trug einen vollen Strauß seiner gewählten Lieblingsblumen in der Hand. Als sie sich einander erblickten, da hielten sie die Blumen hoch empor und jauchzten laut auf vor Freude. Darnach traten sie in der Laube zusammen und beschlossen einmüthig und sprachen: Nun soll ein Jeder sagen, warum er sich diese erwählt hat?

Gustav, der ältere, hatte sich das Veilchen erkoren. Sehet, sprach er, es blühet und duftet in bescheidner Stille zwischen Halmen und Gräsern, und sein Wirken ist so verborgen, wie das leise Kommen und Sehnen des Frühlings. Aber es wird von den Menschen geehrt und geliebt und in schönen Liedern besungen, und Jeder trägt ein Sträußlein, wenn er vom Felde kommt, und nennt das schöne Veilchen das erstgeborne Kind des Lenzes und das Blümchen der Bescheidenheit. Darum hab' ich es mir zu meinem Blümchen erkoren. —

Also sagte Gustav und reichte Herrmann und Alwina einige seiner Blumen. Diese aber empfingen sie mit inniger Freude, denn es waren nun auch die Blümchen des Bruders.

Da trat Herrmann hervor mit seinem Blumenstrauß. Es war die zarte Feldlilie, die unter dem kühlen Schatten des Wäld=

chens wächset und ihre Blüthenglöckchen, wie Perlen an einander gereihet und weiß wie Sonnenlicht, erhebet. Sehet, sprach er, dieses Blümchen hab' ich mir erwählt, denn es ist ein Bild der Unschuld und des reinen Herzens; auch verkündet es nur die Liebe dessen, der den Himmel mit Sternen und die Erde mit Blumen schmückt. — Ward nicht die Lilie des Feldes vor andern Blumen gewürdiget, Zeugniß zu geben von der Vaterliebe dessen, in dem Alles lebet und webet? — Sehet, darum habe ich die kleine Lilie mir zu meinem Lieblingsblümchen erkoren! —

Also sprach Herrmann und reichte seine Blümchen dar. Und die beiden Andern empfingen sie mit frommer Freude und Verehrung. Und so ward das Blümchen geheiligt.

Da kam auch Alwina, das fromme, liebliche Mädchen, mit ihrem gesammelten Blumenstrauß. Es war das blaue, zarte Vergißmeinnicht. Sehet, ihr lieben Knaben, sprach das holde Mädchen, diese Blümchen hab' ich an dem Bächlein gefunden! — Nicht wahr, sie glänzen wie ein helles Sternchen am Himmel, und spiegeln sich in dem klaren Gewässer, an dessen Rande sie wachsen, und das Bächlein fließet nun schöner und wie bekränzet dahin. Darum ist es auch das Blümchen der Liebe und Zärtlichkeit, und ich habe es mir zum Liebling erkoren, und gebe es Euch Beiden. So gab sie es den Brüdern mit einem Kuß, und die Brüder dankten mit einem Kuß. Und die Schutzengel der Kinder lächelten dem schönen Bilde der Unschuld.

So waren die Lieblingsblumen erkoren. Da sprach Alwina: Wir wollen in zwei Kränze sie flechten und den lieben Eltern sie weihen!

So flochten sie zwei Kränze von den schönen Blumen, und trugen sie zu den Eltern, und erzählten ihr ganzes Beginnen und die Wahl ihrer Blumen.

Da freuten sich die Eltern ihrer guten Kinder und sprachen: Ein lieblicher Kranz: Liebe, fromme Unschuld und Bescheidenheit in einander verschlungen! sehet, wie das eine Blümchen das andere hebet und verschönert, und so bilden sie gemeinsam die schönste Blumenkrone!

Aber es fehlet noch eines — antworteten die Kinder — und bekränzten mit gerührter Dankbarkeit den Vater und die Mutter.

Da wurden die Eltern bewegt vor Freude, und umarmten die Kinder herzlich und sprachen: Ein solcher Kranz ist doch herrlicher, denn Fürstenkronen!

Die Blumenlese.

Die zarte, unschuldige Therese hatte den schönsten Theil des Frühlings auf dem Krankenbette zugebracht. Als sie nun genas und wieder Kräfte gewann, da redete sie von den Blumen und fragte, ob sie auch so schön blüheten, wie das vorige Jahr; denn sie liebte die Blumen sehr, aber sie konnte nicht hinaus gehen, um sie zu pflücken. Da nahm Erich, der Bruder des kranken Mädchens, ein Körbchen und sagte heimlich zur Mutter: Ich will ihr die schönsten des Feldes bringen! Und so ging er hinaus in das Gefilde zum ersten Mal. Denn so lange die geliebte Schwester darnieder lag, hatte er sie nicht verlassen wollen. Jetzt däucht' es ihn, als sey der Frühling nie so schön gewesen, denn er sah und empfand ihn mit einem frommen und liebevollen Herzen.

Der fröhliche Knabe lief bergauf, bergab. Um ihn her sangen die Nachtigallen, summten die Bienen, flatterten die Sommervögel, und zu seinen Füßen blüheten die schönsten Blumen. Er aber ging und sang, und hüpfte von einem Hügel zum andern, von einer Blume zur andern. Seine Seele war so heiter, wie der blaue Himmel über ihm, und sein Auge glänzte, wie das Börnlein, das aus einem Felsen quillt.

Endlich war sein Körbchen voll der schönsten Blumen, und oben darüber lag ein Kranz von Felderdbeeren, wie Perlen an einen Grashalm gereihet. Lächelnd blickte der glückliche Knabe in sein volles Körbchen, und nun setzte er sich auf dem weichen Moose im Schatten einer Eiche nieder. Hier sah er ruhig die schöne Gegend im Glanz des Frühlings sich vor ihm ausbreiten, und horchte den Wechselgesängen der Nachtigallen.

Aber er hatte sich müde gefreuet. Selbst der Jubel des Feldes und das Lied der Nachtigall schläferten ihn ein.

So lag er neben seinem vollen Körbchen — selbst ein lebendiges Bild der sinnlichen Freuden, deren Genuß ihn erschöpft hatte, und ihres Verwelkens. —

Ruhig schlummerte der holde Knabe. Siehe! da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog das Gewölk herauf. Blitze leuchteten und die Stimme des Donners tönte immer näher und lauter. Plötzlich brauste der Wind in den Aesten der Eiche. Da erschrak der Knabe und erwachte. Ringsumher sah er den Himmel von drohenden Wolken verhüllt. Kein Sonnenstrahl erleuchtete das Feld. Seinem Erwachen folgte bald ein heftiger Donnerschlag. Der arme Knabe stand wie betäubt von diesem Wechsel der Dinge. —

Sohn des Glücks, bist Du sicherer auf Deiner fröhlichen Bahn? —

Schon rauschten dicke Regentropfen durch das Laub der Eiche. Da raffte der erschrockene Knabe sein Körbchen auf und entfloh. — Das Gewitter war über seinem Haupte. Regen und Sturm nahmen überhand, und der Donner rollte schrecklicher. Das Wasser strömte aus seinen Locken und von seinen Schultern. Kaum vermochte er seines Wegs zu wandeln. Plötzlich faßte ein heftiger Windstoß das Körbchen in der Hand des Knaben, und zerstreute alle seine sorgsam gesammelten Blümchen über das Feld hin.

Da entstellte sich seine Gebehrde und mit zürnendem Unmuth schleuderte er nun auch das leere Körbchen zu seinen Füßen auf den Boden. Laut weinend und durchnäßt erreichte er endlich die Wohnung seiner Eltern.

Weiser Sohn der Erde, ist dein Unmuth und die Gestalt deines Zürnens lieblicher, wenn dir ein Wunsch versagt wird, oder ein Plan mißlang?

Bald verzog sich das Gewitter und der Himmel klärte sich wieder auf. Die Vögel begannen von Neuem ihre Lieder, der Landmann seine Arbeit. Die Luft war reiner und kühler geworden und eine süße Ruhe und Stille herrschte im Thal und auf den Hügeln. Dem neu getränkten Gefilde entquoll Stärkung und Wohlgeruch. Alles schien erneuet und verjüngt, als käme die Natur so eben erst aus den Händen ihres liebevollen Schöpfers, und die Bewohner des Feldes blickten mit dankbarer Freude zu dem fernen Gewölk empor, das ihren Fluren Segen und Gedeihen gebracht hatte.

Stürme versüßen die Luft; aus dunkelm Gewölk steigt des Himmels Segen zur Erde hernieder. Den Sohn der Erde bilden Leiden und Kampf, daß er die Frucht der Veredlung in sich selbst hervorbringe. —

Auch den verscheuchten Knaben lockte der heitere Himmel von Neuem in das Gefilde. Beschämt über seinen Unmuth ging er in der Stille zurück, sein hingeworfenes Körbchen wieder aufzusuchen und es mit frischen Blumen zu füllen. Ach, er fühlte sich neu belebt. Der Hauch der kühleren Luft, der Geruch des Feldes, das Laub der Bäume, der Gesang des Waldes, Alles schien nach dem Gewitter und erquickendem Regen ihm doppelt schön. Und das beschämende Bewußtseyn seines thörichten und ungerechten Unmuths machte seine Freude sanfter und bescheidener. —

Die Freuden der Erde bedürfen der Würze des herben Wechsels zu ihrer Erhaltung und Veredlung. Ein Beweis ihrer irdischen Natur! —

Noch lag das Körbchen am Abhang des Hügels. Eine Brombeerstaude hatte es zurück gehalten und gegen die Gewalt des Windes geschützt. Dankbar blickte der Knabe die Staude an und lösete das Körbchen. Aber wie froh war sein Erstaunen, als er nun um sich her schaute. Das Feld glänzte wie ein Sternenhimmel. Der Regen hatte tausend frische Blumen hervorgelockt, tausend Knospen geöffnet und in jedem Blumenkelche

perlte ein heller Thautropfen. Erich aber schwärmte umher, wie eine emsige Biene, und pflückte.

Da neigte sich die Sonne zum Untergang, und der fröhliche Knabe enteilte mit vollem Körbchen zur Heimath. Wie entzückte ihn sein Blumenschatz und der Perlenkranz seiner frisch gesammelten Erdbeeren! Die untergehende Sonne umstrahlte sein freundliches Antlitz, während er heimwandelte. Aber noch freundlicher glänzte sein Auge, als er den Dank und die Freude der zärtlichen Schwester vernahm.

Nicht wahr, sagte die Mutter, die Freuden, die wir Andern bereiten, sind doch die schönsten von allen?

Der Hollunderstab.

Ein Jäger wandelte mit seinem Knaben auf dem Felde, und es war ein Bach zwischen Beiden. Da wollte der Knabe zu seinem Vater hinüber, aber er vermochte es nicht; denn der Bach war breit. Da schnitt er sich einen Stock aus dem Gebüsche, und setzte den Stab in das Bächlein und lehnte sich keck darauf und gab sich einen gewaltigen Schwung. Aber siehe! der Stab war von einem Fliederbaum, und als der Knabe über dem Bache schwebte, da brach der Stab mitten entzwei, und der Knabe that einen tiefen Fall in das Wasser, und die Wellen brauseten, und schlugen über ihn zusammen.

Dieses sah ein Hirte und lief hinzu, und erhob ein Geschrei. Aber der Knabe blies das Wasser von sich, und schwamm lachend an das Land. —

Da sprach der Hirt zu dem Jäger: Ihr scheinet Euern Sohn Manches wohl gelehret zu haben; aber Eines habt Ihr vergessen. Warum habt Ihr ihn nicht auch gewöhnet, daß er vorher das Innere erforsche, ehe er dem Zutrauen sein Herz eröffnet? hätte er das weiche Mark inwendig geprüfet, so würde er der täuschenden Rinde nicht getraut haben!

Freund, erwiederte der Jäger, ich habe sein Auge geschärft und seine Kraft geübt — und so kann ich ihn der Erfahrung anvertrauen. Das Mißtrauen mag ihn, wenn es seyn muß, die

Zeit lehren. Aber er selbst wird auch dann gerade und aufrichtig bleiben. — Denn wer mit geübter Kraft und hellem Auge die gerade Bahn wandelt, der wandelt die richtige Bahn.

Das Kornfeld.

Der Sommermond hatte die Saaten des Feldes gereift. Die vollen Aehren rauschten im Winde, der über sie hinschwebte, und der Landmann war schon hinausgegangen, zu sehen, ob er die Schnitter senden müsse. Er bedachte den Platz seiner Scheuer und berechnete in sich den Gewinn, den ihm der Reichthum seines Feldes bringen solle; denn er war reich, aber sein Herz war ungenügsam und karg und voll irdischer Sorgen.

Da nahete sich ihm der weise Lehrer der Gemeine und sagte: Die Erde bringet auch dieses Jahr reichlich das Brod hervor. Die Aehren sind schwer, und bald werden die Schnitter reiche Garben binden!

Wohl wahr! erwiederte der Landmann, man hätte kaum ein gesegneteres Jahr erwarten mögen. Das Land wird die Aussaat vielfältig wieder geben.

Da antwortete der edle Pfarrherr und sprach: Möchte denn auch der vernünftige Herr der Erde der todten Scholle, die er beackert, nachahmen. Sie empfängt nur des Saamens ein wenig,

und erstattet ihn vielfältig. Der Mensch empfängt so viel und bringet oft so wenig. —

Diese Rede traf das Herz des kargen Ackermanns, und er fühlte sich beschämt; denn er war karg und voll Sorgen für die kommenden Tage, und nur darauf bedacht, sich Schätze zu sammeln.

Aber er verhehlte die innere Scham und sprach zu dem Pfarrherrn: Wohl sollte Jedermann thätig seyn, sein Hauswesen fein zu besorgen, damit er auch einst Andere erfreuen möge. Deshalb soll der Mensch im Schweiß seines Angesichts arbeiten, daß er sich selber das Nützliche reichlich hervorbringe, so wie die wohlbeackerten Felder die Aussaat vervielfältigen. Darum versammelt auch die Natur Aehre an Aehre auf den Gefilden, und das ganze Saatfeld scheinet nur Ein Halm zu seyn.

Aber der Pfarrherr sagte darauf: Wohl ist die Gestalt des Kornfeldes einfach, und es reihet sich die Aehre an die Aehre, auf daß Viele ernährt werden. Aber die Zeit der Aussaat ist kurz und das Korn wächset ohne menschliches Zuthun von selber und bringet den Halm und die Aehre, und die Tage der Erndte währen auch nur kurze Zeit. So mag denn der Mensch mit Muße sein Gefild beschauen, und die blaue Cyane und den rothglühenden Mohn und die Purpurblume betrachten, die zwischen den Halmen blühn, und die Lerche hören, die aus den Furchen zum Himmel empor schwebt. Denn nicht umsonst blühen jene und schwebet diese zwischen und über den einförmigen Halmen empor. Sie sollen den Herrn des Feldes erinnern, daß er noch etwas anderes gibt, als den Staub der Furche und die Aehre, die aus ihm empor wächst, damit er in dem Streben nach dem Nützlichen nicht des Schönen vergesse, und auf dem niedern Boden nicht das Höhere verschmähe. —

Also redete der edle Pfarrherr. Aber den kargen Ackermann verdroß die Rede, und er vernahm sie mit finsterer Stirne, und ging von dannen.

Denn die gute Lehre des weisen Mannes dünket dem bösen Herzen ein herber Spott und ist ihm eine bittere Wurzel.

Der Apfel.

Es war ein reicher Mann an dem Hofe des Königs Herodes, der war sein Oberkämmerer und kleidete sich in Purpur und köstliche Leinewand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Da kam zu ihm aus fernem Lande ein Freund seiner Jugend, den er in langen Jahren nicht gesehen hatte. Und der Kämmerer stellte ihm zu Ehren ein großes Gastmahl an, und lud alle seine Freunde. Auf den Tischen aber standen viele herrliche Speisen in Gold und Silber, und viele köstliche Gefäße mit Salben und Wein von allerlei Art. Und der reiche Mann saß oben am Tisch und war guter Dinge, und zu seiner Rechten saß sein Freund, der aus fernen Landen gekommen war. Und sie aßen und tranken und wurden satt. —

Da sprach der Mann aus fernem Lande zu dem Kämmerer des Königs Herodes: Solch eine Herrlichkeit und Pracht, wie in Deinem Hause ist, erscheinet mir nicht in meinem Lande weit und

breit! Und er rühmete alle Pracht, und preisete ihn glücklich vor allen Menschen auf Erden.

Aber der reiche Mann, der Kämmerer des Königs, nahm einen Apfel von einem güldenen Gefäße. Der Apfel aber war groß und schön und röthlich von außen, wie Purpur. Und er nahm den Apfel und sprach: Siehe, dieser Apfel ruhete auf Gold, und seine Gestalt ist sehr schön, und reichte ihn dem Fremdling und Freund seiner Jugend. Der Fremdling aber durchschnitt den Apfel, und siehe, in seiner Mitte war ein Wurm! —

Da schauete der Fremdling seitwärts zu dem Kämmerer hin — der Oberkämmerer aber blickte hernieder zur Erde und seufzte. —

Tod und Schlaf.

Brüderlich umschlungen durchwandelten der Engel des Schlummers und der Todesengel die Erde. Es ward Abend. Sie lagerten sich auf einen Hügel, nicht fern von den Wohnungen der Menschen. Eine wehmüthige Stimme waltete rings umher, und auch das Abendglöckchen im fernen Dörflein verstummte.

Still und schweigend, wie es ihre Weise ist, saßen die beiden wohlthätigen Genien der Menschheit in traulicher Umarmung, und schon nahete die Nacht.

Da erhob sich der Engel des Schlummers von seinem bemoosten Lager, und streute mit leiser Hand die unsichtbaren Schlummerkörnlein. Die sanften Abendwinde trugen sie in die Wohnungen des müden Landmanns. Da sanken die Bewohner der ländlichen Hütten, vom Greise, der am Stabe geht, bis zu dem Säugling in der Wiege, in den süßen Schlaf. Der Kranke vergaß seine Schmerzen, der Trauernde seinen Kummer, der Darbende seinen Mangel. Aller Augen schlossen sich. —

Nun legte sich, nach vollendetem Geschäft, der wohlthätige Engel des Schlummers wieder zu seinem ernsteren Bruder hin. Wenn die Morgenröthe erwacht, sagte er mit fröhlicher Unschuld, dann preisen mich die Menschen als ihren Freund und Wohlthäter! O es ist so süß, ungesehen und heimlich wohl zu thun! Wie glücklich sind wir unsichtbaren Boten des guten Geistes! Wie schön ist unser stiller Beruf! —

So sprach der freundliche Engel des Schlummers.

Ihn sah der Todesengel mit stiller Wehmuth an, und eine Thräne, wie die Unsterblichen sie weinen, trat in sein großes Auge. Ach, sprach er, daß ich nicht, wie du, des fröhlichen Dankes mich freuen kann! Mich nennet die Erde ihren Feind und Freudenstörer. — —

O mein Bruder, erwiederte der Engel des Schlafes, wird nicht auch bei'm Erwachen in dir der Gute seinen Freund und Wohlthäter erkennen und dankbar dich segnen? Sind wir nicht Brüder — und Boten eines Vaters? —

So sprach er. Da glänzte das Auge des Todesengels, und zärtlicher umfingen sich die brüderlichen Genien.

Der Tulpenbaum.

Ein Gärtner kam zu einem andern, der auch ein Gärtner war und viele herrliche Pflanzen und Bäume erzogen hatte. Da redeten sie von allerlei Gewächsen, die in fernen Weltgegenden geboren und einheimisch, nun auch in den kältern Himmelsstrichen grünen und blühen, und nannten einander die eigenen, sonderlichen Namen, welche auszusprechen und zu behalten nicht Jedermanns Sache ist. — Sie gingen aber in den Garten und besahen die mannichfaltigen Gewächse und redeten.

Da erzählte der fremde Gärtner, daß er sich ein Gewächs erzogen, welches ein sonderliches vor andern sey, genannt der Tulpenbaum, denn seine Blüthe sey den Tulpen ähnlich an Gestalt; er stamme aber aus fernen, fernen Landen, und sey nicht zu vergleichen allen andern Bäumen. So rühmte er den Tulpenbaum über die Maßen. —

Da entzündete sich in dem Herzen des andern Gärtners die Begier, auch einen solchen Baum zu haben, und er gab dem andern die schönsten Bäume seines Geheges, daß er ihn einen Tulpenbaum sendete; und jener ging und sendete den Baum.

Und als der Tulpenbaum begann zu grünen und Knospen zu gewinnen, da war der Gärtner voll Freude und erzählete allenthalben von seinem Baum, und daß er bald Tulpen bringen würde. Der Gärtner aber und alle seine Freunde meinten, der Baum müsse von überschwenglich schöner Gestalt seyn, jede Blume

von herrlicher, glänzender Farbe und mit feurigen und purpurnen Streifen, und der ganze Baum gleich einem auserlesenen Tulpenbeet von tausend Farben. Denn der fremde Gärtner hatte den Baum über die Maßen gerühmt.

So harreten sie, und die Tage und Stunden deuchten ihnen sehr lang, bevor er blühete und sich die Knospen aufthaten.

Endlich thaten sich die Knospen auf. Aber der Gärtner und seine Freunde merkten es nicht, denn sie glaubten, die Gestalt seiner Blüthe müsse eine andere seyn. Als sie nun aber merkten und sahen, daß es in der That die volle Blüthe sey, — da achteten sie seiner Schönheit gar wenig, denn er blühete in bescheidener Schönheit; sondern sie wurden unwillig und erzürnten sehr, und brachen heimlich aus Schaam und Unwillen alle Blüthen und Knospen ab, und zerstörten sie, damit sie nicht von Andern ihres Rühmens wegen verspottet würden.

Also begab sich diese Geschichte. Sie lehret aber, daß man das Unbekannte und auch seine Freunde nicht über die Maßen rühmen und preisen solle. Denn der Mensch ist von Natur ungenügsam und verlanget, das Gute solle das Beste, und das Schöne das Schönste seyn, und wenn er es nicht also findet, dann zürnet er und verachtet das Gute und Schöne, weil es nicht das Allerschönste und Beste ist. —

Die Rosenknospe.

Ein Knabe stand neben einem Rosenstrauch voll blühender Rosen und Knospen. Mit geschäftiger Freude betrachtete er bald diese, bald jene Rose, dann ein Blüthenblatt, dann eine Knospe. Der Vater belauschte ihn von ferne. Er stand in der schattigen Laube, und mit inniger Liebe und eigener Empfindung hing sein Auge an dem Liebling seines Herzens. Ist es mir nicht, sagte er zu sich selbst, als ob aus dem Rosenbusch eine göttliche Prophetenstimme zu mir redete, die in seinen Knospen und Blüthen mir das Vorbild künftiger Vaterfreuden zeiget? — Oder was macht mir das Kind so wunderschön und theuer am blühenden Rosenstrauch? —

Also der Vater. Der Knabe aber ward nicht müde, zu schauen und sich zu verwundern. Die Bewunderung des Schönen wecket den Sinn für das Wahre. — Er wollte erforschen, auf welche Weise sich die Knospe zur Rose entwickele. Er schlug die Aermchen über einander, und sah mit unverwandtem Blick auf die Knospe hin. Der Vater lächelte. — So mögen höhere Wesen lächeln, wenn sie einen Weisen der Erde seine bewaffneten Augen auf einen Stern, oder in den innern Bau eines Feuerwürmchens richten setzen.

Der Knabe fand bald, daß all sein Streben vergeblich sey. Er pflückte nun eine Knospe, brach sie auf, und betrachtete das Innere mit großer Aufmerksamkeit. Da trat der Vater hinzu. —

Wem sinnest Du denn so ernsthaft nach, mein Kind, fragte er. O mein Vater, sagte der Kleine, ich möchte so gerne wissen, wie die Knospe es macht, daß sie eine Rose wird, und deshalb hab' ich sie gepflückt und aus einander gefaltet. Aber ich sehe nur kleine, unansehnliche Blättchen voll Falten und Runzeln. Möcht' ich sie nur nicht verletzt haben! —

Das schadet nichts, mein Kind, erwiederte der Vater, die Natur hat für Ueberfluß gesorgt. Sie bedachte nicht nur unsere Bedürfnisse, sondern auch unsere Freuden und Wißbegierde. Du hast doch wenigstens gelernt, daß es nicht so leicht sey, in ihre Geheimnisse zu dringen. — Aber ich bin um nichts verständiger dadurch geworden, sagte der Knabe.

Wenn auch nicht, antwortete der Vater. Du hattest doch den aufrichtigen Vorsatz, Dich zu belehren. Ein guter Vorsatz ist ja schon an sich etwas Gutes. Der Erfolg hängt nicht immer von dem Menschen ab; und gelingt auch dieser, so bleibt der gute Wille doch immer das Beste. —

Nach einer Pause sagte der Knabe mit bescheidener Wißbegierde: So sage Du mir es denn, lieber Vater, wie die Knospe zur Blume wird? — Da antwortete der Vater: Mein Kind, ich kann Dir nur in drei Worten sagen, was geschiehet: die

Knospe nimmt zu an Größe, Schönheit und Anmuth bis zu ihrer Vollendung. — Alles Andere weiß ich so wenig, wie Du. —

Die Natur gibt uns das vollendete Schöne; — aber sie verbirgt die Hand, mit welcher sie es hervorbringt und darreicht. —

Da nahm der Knabe von Neuem das abgebrochene Knöspchen und sagte zum Vater: Wenn die Knospe sich selbst nicht so schön zu bilden vermag, schöner als Alles, was die Menschen machen; warum kann sie sich denn nicht einmal gegen den schwachen Finger eines Kindes schützen? warum vermag sie zugleich so viel und doch auch so wenig? —

Sollten sie selbst sich denn gebildet haben, Wilhelm, sagte der Vater, und sah den Knaben mit freundlichem Ernst an.

O gewiß, antwortete der Knabe — die Blumen haben wohl auch, wie ich, eine Mutter und einen Vater, der sie nähret, verpflegt und auferziehet!

Einen Vater mit uns! — erwiederte gerührt der Vater des Knaben, aber wir sehen ihn nicht, wir empfinden nur seine Macht und seine Liebe in uns und um uns her!

So sprach er. Da ward es dem Knaben eigen im Gemüthe, denn der Vater hatte ihm ein Kleinod in das Herz gelegt.

Und von nun an betrachtete er den Rosenbusch und die Blumen des Feldes als stille, brüderliche Wesen, und nahm zu an Größe, Weisheit und Anmuth. — Aber der Vater behielt die Worte des Kindes in seinem Herzen, und erzählte sie der zärtlichen Mutter des Knaben.

Wie liegt doch, sagte die Mutter, der unschuldigen Einfalt die höchste der Wahrheiten so nah'! —

Das heimathliche Licht.

Ein Pilger eilte aus fernen Landen zurück in seine Heimath, und seine Seele war voll Hoffnung; denn er hatte in vielen Jahren seine lieben Eltern und Brüder nicht gesehen. Deshalb eilte er sehr. Aber als er auf dem Gebirge war, überfiel ihn die Nacht, und es ward sehr dunkel, so daß er den Stab in seinen Händen nicht zu sehen vermochte. Und als er von dem Gebirge hernieder kam in das Thal, da verirrte er sich auf seinem Wege und wandelte rechts und links, und ward sehr betrübt und seufzete: Ach, möchte doch ein Mensch mir begegnen, der mich aus meinem Irrsal auf den rechten Weg führete, wie wollt' ich ihm dankbarlich es erkennen! — Also sprach er und stand stille, und harrete eines Führers. —

Die Erkenntniß des Irrthums ist der erste Schritt zur Wahrheit, und sie machet den Menschen geneigt, in Demuth dem Führer sich anzuvertrauen. Aber er stehet alsdann auch in Gefahr, dem Verführer in die Hände zu fallen und von dem falschen Lichte mißleitet zu werden.

Indem der verirrte Pilger also da stand, voll Zweifel und Unruhe, siehe! da schimmerte aus der Ferne ein wankendes Licht in der Finsterniß, und sein Schimmer däuchte ihm lieblich in der

dunkeln Nacht. Sey mir gesegnet, rief er, du Bote des Friedens! Du verkündest mir die Nähe menschlicher Wesen! — Selbst der lieblichste Strahl des Morgenlichtes dünkte mir nie so erfreulich, als dieses Licht, das doch nur wie ein Fünklein dagegen zu vergleichen ist. —

Also ist der Mensch. In dem Dunkel der Nacht erkennet er den Werth des süßen Lichtes; in der Einöde den lieblichen Ton des menschlichen Grußes; in der Noth den freundlichen Druck der brüderlichen Hand.

Er eilte mit starken Schritten zu dem Schimmer in der Ferne, und meinte den Mann zu sehen, der das Licht trüge. Aber siehe! es war ein Irrlicht, das, aus Sümpfen geboren, über dem stehenden Pfuhl schwebte. Er aber wandelte rüstig hinan, und schwebte am Rande des Abgrundes — da erscholl eine Stimme hinter ihm und rief: »Halt, oder Du bist ein Kind des Todes! — Er stand und schaute sich um. Es war die Stimme eines Fischers, der aus seinem Kahn ihm zurief. — Warum, fragte er, soll ich dem freundlichen Lichte nicht folgen? ich bin ein verirrter Wanderer! — Freundliches Licht? sagte der Fischer, so nennest Du den trüglichen Schimmer, der den Wanderer in's Verderben locket! Nicht die Natur hat es geboren, sondern unterirdische, böse Mächte erzeugen aus stinkenden Sümpfen den verfluchten nächtlichen Dunst, der den Glanz des freundlichen Lichts nachahmt. Siehe! wie sie unstät dahin wankt, die böse Geburt der Nacht und Finsterniß! Also sprach er, da erlosch das trügerische Irrlicht.

So flucht der gesunde Menschensinn, selbst in der rohen Sage des Volkes, dem gleißenden Trug, der den holden Glanz der Wahrheit nachäffet. Er fühlet es, daß nur vom Himmel der reine Strahl hernieder komme, und nennet den Trug und Lug nicht ein Erzeugniß der gütigen Natur, sondern eine Geburt höllischer Geister. Nur Mißleitung und langes Irrsal in dunkeler Nacht vermag sein Herz und Auge der Wahrheit zu verschließen, daß er dem Truge folge, wie dem Licht.

Das Irrlicht war erloschen, und der müde Pilger dankte dem Fischer seine Rettung mit herzlicher Erkenntlichkeit. Der Fischer aber verwunderte sich und sagte: Gott hast Du zu preisen, daß es sich so fügen mußte, daß ich eben im Kahn auf dem Gewässer mich befand. Aber wie sollte der Mensch seinen Bruder im Irrthum lassen und ihn nicht auf den rechten Weg führen? —

Also denkt der einfache, unverderbte Mensch, und kann es nicht ahnen, daß der eigensüchtige Trug, der sich Weisheit nennet, ihn mißleiten wolle, und gibt sich willig ihm hin. Aber die Quelle des Irrthums lieget nicht im Volke, sondern in seinen selbstsüchtigen Führern. —

Darauf bezeichnete der gutmüthige Fischer dem Pilger den rechten Weg zu seiner väterlichen Wohnung. Er ging und zwischen den Bäumen schimmerte ihm von ferne durch das Fenster

das süße heimathliche Licht mit verborgenem und bescheidenem Glanz entgegen, — ihm doppelt süß, da er es durch Gefahren und Irrthum erreicht hatte. Er klopfte an, und das Pförtchen öffnete sich, und Vater und Mutter und die Brüder hingen an seinem Halse und küßten ihn und weinten vor Freuden.

Das Goldstück.

Der einzige Sohn und Erbe eines steinreichen Mannes ließ auf den Tod seines Vaters ein großes und herrliches Schaustück prägen. Das Gold pries in vielen schönen Sinnbildern und Worten die Verdienste des Verstorbenen.

Darauf am Tage des prächtigen Leichenbegängnisses verschenkte der reiche Sohn und Erbe eine Anzahl dieser kostbaren Schaumünzen unter Verwandten und Freunden. Alle priesen die Großmuth des Gebers, die Schönheit des Goldstücks und die Verdienste des Verstorbenen.

Selbst ein ärmerer, jedoch naher Verwandter, der durch Schiffbruch sein Vermögen eingebüßt hatte, wurde nicht ausgeschlossen von der gemeinsamen Familiengabe, und man lobte unter einander die Herablassung des Erben.

Aber nicht lange darauf erfuhr der reiche Erbe, und bald auch die ganze Stadt, daß der Verwandte seine empfangene Schaumünze veräußert habe.

Das ist entsetzlich! — sagte der reiche Sohn, stand entrüstet auf von der köstlich besetzten Tafel — entsetzlich! ein solches Familienstück in fremde Hände zu geben. Ich gab es aus Mitleid, aber nun sehe ich es ein, ich habe es an einen Schlechtdenkenden verschwendet.

Ein satanischer Undank! schrie ein Priester und stampfte dabei das leere Glas auf den Tisch.

Er hat dadurch, fuhr der Stadtrichter mit bedächtigem Tone fort, offenbar allen Ansprüchen auf Verwandtschaft förmlich entsagt, so wie ein Edelmann durch ein Verbrechen Adel und Wappen verwirkt!

Ein Anfall von Wahnsinn! — sagte der Hausarzt, der einen Kapaun zerlegte.

Jammerschade um das schöne Gepräge und feine Gold! hub ein alter Wucherer an. Es wird ihm für jeden Preis feil gewesen seyn! —

Wer weiß, worauf er den Ertrag verwendet haben mag! — setzte grinsend ein entnervter Wollüstling hinzu.

Ach! wie tief der Mensch doch sinken kann! — seufzte ein empfindelnder Scheinheiliger!

So war an der köstlichen Tafel des Reichen nur Eine Stimme der Verdammung, und jeder Gast trug sie in sein Haus und in die Stadt.

Da erschien der Verbrecher selbst vor dem Sohn und Erbe des steinreichen Mannes, mit blassen, abgehärmten Wangen.

Ein neuer Unfall, begann er, raubte mir auch noch den

Rest meines kleinen Vermögens. Der Gram warf meine Gattin auf das Krankenbett, meine armen unschuldigen Kinder weinten um Brod — da gedacht' ich des einzigen, sorgsam bewahrten Goldstücks — ich nahm es, und nun sagt die Welt . . . Hier vermochte er nicht weiter zu reden vor Wehmuth, er verstummte.

Aber der reiche Erbe wandte sein Angesicht von ihm weg, und verließ ihn.

Der Bienenstand.

In einer Stadt lebte ein edler, menschenfreundlicher Mann, dem ging es zu Herzen, daß die Kinder der Armuth so blindlings aufwuchsen und ihre Tage zu Müssiggang verlebten. Da sprach er zu sich selber: Ich will sehen, daß ich dem abhelfe! So verwendete er seine Kenntnisse und sein Vermögen, um sein schönes Beginnen auszuführen. Aber die Menge war so verderbt, das Uebel zu groß und die Kräfte des Einzelnen zu gering, um das wohlthätige Werk zu vollenden. Es mißlang.

Da spotteten die Menschen des menschenfreundlichen Mannes, und sagten: wie fein hat er sein Werk vollendet. Nun ist er selbst ein Armer geworden! Einige aber sagten: Er hat Ehre und Gewinn gesucht, und Schimpf und Schaden gefunden. So sprachen sie und rümpften die Nase über ihn.

Denn der große Haufe der Menschen, unfähig, in sich selbst das Edle zu empfangen, suchet die Handlungen Anderer auf dem nämlichen sumpfigen Boden, aus welchem er seine eigenen hervorbringt, und richtet das Gute nicht nach seinem innern Werth, sondern nach dem Erfolg.

Auch verließen ihn seine Freunde. Denn es waren Tischfreunde.

Darüber ward der Menschenfreund betrübt in seinem Herzen, und beschloß, die Menschen zu verlassen, und sich in eine

einsame Gegend zurückzuziehen. So bauete er sich eine Hütte, und pflanzte einen Garten fern von dem Gewühl der Stadt, in einer stillen Gegend. Hier befreundete er sich mit den Pflanzen des Gebirges und mit den Vögeln des Waldes. Aber noch fühlte er sich nicht glücklich. Er forschte in sich selber und sprach: Ich muß etwas neben mir haben, das treulich mich liebe und die Wahrheit und Treue mir zeige, die sich bei den Menschen so selten findet. Dazu gab uns ja der Himmel das treueste unter den Thieren. — Er ging und brachte einen Hund in seine Hütte, und gab ihm einen Namen. Nun hatte er einen Begleiter und Genossen in seiner Einsamkeit. —

Als er nun eines Morgens in dem nahen Gebüsch wandelte, da sprach er zu sich selbst: Lebe ich doch im Schooße der Natur — und dennoch ist eine Lücke in meinem Gemüthe. Was könnte mir noch fehlen? — Indem er so redete, ward er eines Vögeleins gewahr, das seine Jungen im Neste verpflegte. — O, rief er darauf, ein neuer Wink! der Mensch muß etwas haben, das er mit Sorgfalt verpflege!

So legte er sich einen Bienenstand an neben seine Hütte.

Nun saß er Stunden und Tage lang in seiner Bienenhütte und bewunderte spähend die Thätigkeit und den Fleiß des kleinen Völkchens, und entdeckte neue Wunder in diesem thätigen Haushalt und Wirken, und die Bewunderung erfüllte sein Herz, und

er schauete um sich, wem er seine Gedanken und Empfindungen mittheilen könnte. Und sein Hund blickte ihn freundlich an, aber er verstand ihn nicht. Da stand er auf und ging, und suchte die Wohnungen der Landleute auf, wo Bienenhütten standen. Und sie nahmen ihn gerne auf, hörten ihm zu, besuchten ihn und lernten von ihm.

So führte ihn die Natur und Wahrheit wieder zu den Menschen zurück, von welchen ihn Kunst und Falschheit entfremdet hatte. Und er lehrete sie manches von den Bienen, was sie bisher nicht gewußt hatten. Und wenn er aufgehört hatte von den Bienen, dann redete er von der Bestimmung und dem Ziel der Menschen. Die Landleute aber glaubten ihm das eine wie das andere und gewannen ihn lieb, und priesen ihn als ihren Wohlthäter.

Inhaltsverzeichniß.

Ausgewählte Gedichte
von
Johann Georg Jacobi.

Seite

Biographie des Dichters ... 7
Litanei auf das Fest aller Seelen ... 11
Hochzeit-Lied ... 14
An Chloen ... 16
Die Spinne und der Hänfling ... 17
Trauer der Liebe ... 19
Die Perle ... 21
Hochzeit-Lied ... 23
Wiegenlied für ein Mädchen ... 25
Vertrauen ... 27
In der Mitternacht ... 29
Die Linde auf dem Kirchhofe ... 31

Seite

Lied 33
Spinnerlied 36
Lied 37
Am Aschermittwoch 39
Die Verlobten 42
Am Vorabend des ersten Mai 44
An zwei Täubchen 46
An Philaiden 48
An Elisen 49
Die Auferstehung 51
Der zärtliche Liebhaber 54
Momus 55
An die Rose 57
Morgenlied 61
Nach einem alten Liede 62
Die Heimath 64
Der Ring 66
Einfalt 67
Die Tempel 70
Die Mutter 73
An meine Geschwister 77
Liebe und Hoffnung 78
Der Schwarzwald 82
An meine Wanduhr 83
Der kleine Savoyard 88
An Antonetten 90
An die Laute 94
Lied einer Mutter 97
Lied des Orpheus 98
Die Krone und die Nachtmütze 100
Der junge Biber 101
Der Storch und die Lerche 103

Seite
Der Sperling 105
An die Nacht 110
Sehnsucht 113

Geist
aus den philosophischen Werken
von
Friedrich Heinr. Jacobi.

Biographie des Verfassers 117
Fragmente 125

Anhang.

Ausgewählte Parabeln
von
Krummacher.

Nathan 159
Sokrates und Kritias 162
Die Moosrose 164
Die Pfirsiche 165
Der Blinde 167
Die Bienen und der Schmetterling 168

Seite

Polykarpus. Das Reich der Wahrheit. 170
Der Edelstein 172
Die Lieblingsblumen 174
Die Blumenlese 178
Der Hollunderstab 183
Das Kornfeld 184
Der Apfel 186
Tod und Schlaf 188
Der Tulpenbaum 190
Die Rosenknospe 192
Das heimathliche Licht 196
Das Goldstück 199
Der Bienenstand 202

Staatl. Bibliothek Passau

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jacobi, Johann Georg, / Jacobi, Friedrich Heinrich, / Krummacher, Friedrich Adolf,

J. G. Jacobi und F. H. Jacobi Anhang: Parabeln von Krummacher

Hildburghausen 1844

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/La (b) 437-99/100
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342288-3